# Unsere schwarzen Landsleute

## in Deutsch-Südwestafrika.

Von

Frau Missionar H. Irle.

Mit 27 Illustrationen.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1911.

# Inhalt.


| | | | Seite |
|---|---|---|---|
| 1. | Kapitel. | Eine deutsche Kolonie | 5 |
| 2. | „ | Wie kommen wir nach Südwestafrika? | 20 |
| 3. | „ | Im Ochsenwagen durchs Hereroland | 35 |
| 4. | „ | Was für Menschen sind unsre schwarzen Landsleute? | 54 |
| 5. | „ | Freie Herren und doch Knechte der Furcht | 66 |
| 6. | „ | Fröhliche Jugendzeit | 76 |
| 7. | „ | Eigne Häuslichkeit | 83 |
| 8. | „ | Arbeit macht das Leben süß | 93 |
| 9. | „ | Wie die Herero die Zeit bestimmen | 105 |
| 10. | „ | Hunger tut weh | 111 |
| 11. | „ | Schwerer Anfang der Missionsarbeit | 120 |
| 12. | „ | Schulfreuden und Nöte | 132 |
| 13. | „ | Eigentümlichkeiten der Hererosprache | 144 |
| 14. | „ | Die Missionsarbeit in neuen Bahnen | 151 |
| 15. | „ | Der alte Kukuri | 162 |


Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

1. Kapitel.

# Eine deutsche Kolonie.

Noch vor fünfzig Jahren war Amerika, „das Land der unbegrenzten Möglichkeiten," fast das einzige Ziel aller deutschen Auswanderer. Wer hätte damals an Afrika gedacht, „den dunkeln Erdteil"? So nannte man ihn nicht nur wegen seiner dunkelfarbigen Bewohner, sondern vor allem, weil er noch so wenig erforscht war.

Selbst von den Küstenländern, in denen unsre heutigen Kolonien liegen, wußte man wenig. Das jetzige Deutsch-Südwestafrika blieb bis um das Jahr 1836 so gut wie unbekannt. Wohl hatte man von seinen schwarzen und gelbbraunen Bewohnern, den Ovambo, Herero und Nama, gehört. Auch waren seit 1795 verschiedene Reisende von der Kapkolonie aus über Land oder von der See her bis an seine Grenzen vorgedrungen, aber die furchtbare Dürre und der Verlust ihrer Zugochsen durch wilde Tiere hatten sie zur Umkehr gezwungen.

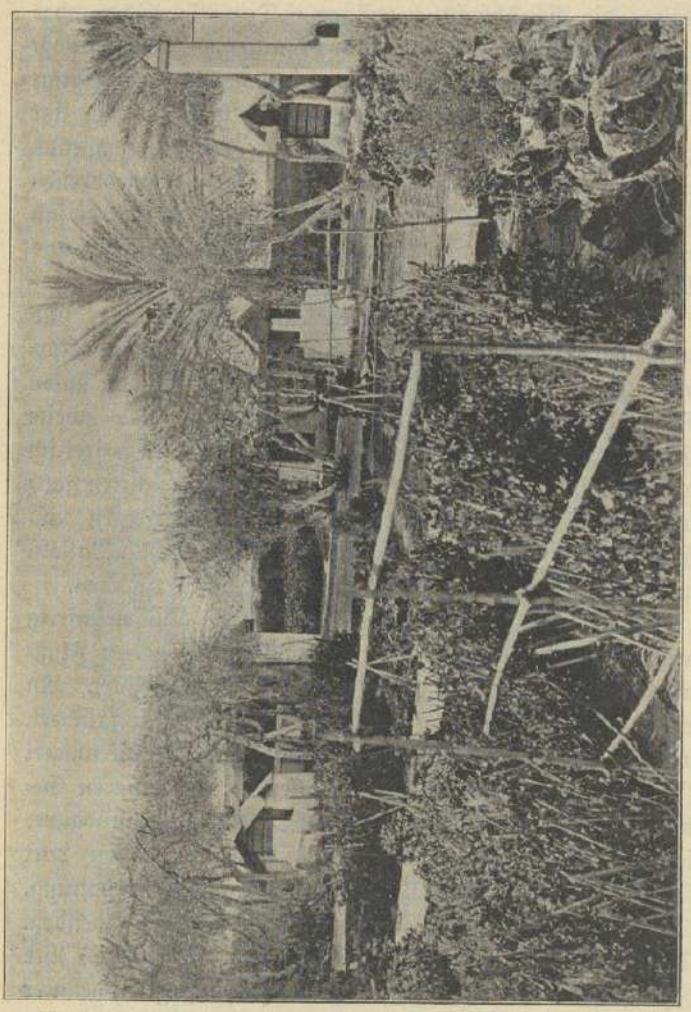
Doch ihre Berichte von dem großen Reichtum des Landes an Vieh, an Wild, auch wohl an Gold und Kupfer, lockten immer neue, kühne Reisende herbei. Schließlich hatten diese auch mehr Glück, gelangten wirklich ins Innere des Landes und brachten nun Kunde, wie es dort aussah. Freilich, auch ihre Nachrichten konnten nur dürftige sein. Ist doch Südwestafrika ein Land von ungeheurer Ausdehnung, etwa anderthalb mal

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

so groß wie Deutschland, und zum größten Teile eine menschenleere Wüste. Durch einen breiten, trostlos öden Sandgürtel wird es nach dem Atlantischen Ozean hin abgeschlossen. Im Osten grenzt es an die Kalahariwüste. Im Norden bildet der Kunenefluß und im Süden der Orange die Grenze. Im Inneren finden wir zum Teil recht hohe, wild zerklüftete Gebirge, dazwischen breite Flußbetten, die aber leider fast das ganze Jahr hindurch kein fließendes Wasser haben, da es sehr wenig im Lande regnet.

Sengend heiß brennt die afrikanische Sonne über dem graugelben Land, ein trauriger Anblick für den an grüne Wiesen, Felder und Wälder gewöhnten Europäer. Da zaubern einige starke Regen ein ganz verändertes Bild hervor. Die eben noch kahle, gelbe Sandfläche ist über Nacht zu einem grünen Teppich von niedrigen Rankengewächsen geworden, und wieder über Nacht ist alles gelb von Blüten. Aber wie schnell ist auch die Herrlichkeit dahin, sobald der Regen wieder aussetzt. Die Regenzeit dauert von Januar bis März oder April; von da bis zum Oktober ist ein Regenguß von größter Seltenheit, und bis zum Ende des Jahres fallen dann wohl die sogenannten Frühregen, die aber für die Fruchtbarkeit des Landes meist nur wenig zu bedeuten haben.

Wir befinden uns in Südwestafrika auf der südlichen Halbkugel der Erde, daher sind die Jahreszeiten umgekehrt wie in Deutschland. Im Dezember und Januar sind die längsten und heißesten Tage, und wenn wir hier Sommer haben, ist dort Winter. Freilich kein Winter mit Schnee und Eis; höchstens kann man von einem Eimer Wasser nach besonders kalten Nächten des Morgens eine dünne Eisschicht abnehmen. Das ist dann für die deutschen Kinder eine Herrlichkeit; die Schwarzen hingegen hüllen



Blick in einen Garten.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sich fest in ihre Decken oder Felle und jammern über die Kälte, die sie schlecht vertragen. Dem Europäer aber bringen die Wintermonate eine erquickende Abwechslung. Er ist froh, daß es hier nicht, wie unter dem Äquator, das ganze Jahr hindurch so schrecklich heiß ist. Er sitzt gerne über Tag im Freien, was er sonst nur abends nach Sonnenuntergang wagen darf. Den Eingeborenen macht die brennende Sonne nichts aus. Sie können sich mit bloßem Kopfe der Mittagsglut aussetzen, was uns Weißen übel bekommen würde.

Im August beginnt die Bestellung der Gärten, und zu Ende des Jahres dürfen wir Mais, Kürbis, Kartoffeln und andere deutsche Gemüse ernten. In guten Regenjahren gibt es wohl gar im April eine zweite Ernte. Die meisten deutschen Obstsorten wachsen freilich dort nicht; wir hatten aber in unserm Missionsgarten ganz köstliche Weintrauben, daneben Maulbeeren, Feigen und Granatäpfel. Auf anderen Stationen gab es auch Datteln und Apfelsinen. Alles will aber gut gepflegt werden.

Wälder in unserm Sinn gibt es in Südwestafrika nicht. Wohl stehen die Bäume manchmal an den Flußufern ziemlich nahe zusammen wie in einem Park. An einen solchen wurden wir oft auf unsern Reisen erinnert, wenn zwischen den Bäumen die hohen Termitenhügel (Bau der weißen Ameisen) in allerlei wunderbaren Gebilden wie Grotten oder Denkmäler standen. Laubbäume in der Art unserer Buchen und Eichen wachsen dort freilich nicht, fast nur Dornbäume verschiedener Gattung, alle mit feinen Blättchen, die wenig Schatten spenden. Dafür sind sie oft von riesigem Umfang und breiten ihre Zweige so weit aus, daß mehrere Ochsenwagen darunter ausspannen können. Doch sind Bäume verhältnismäßig selten, meist stehen sie nur an den Flußufern. Dagegen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ist das Land so dicht mit Dornsträuchern bestanden, daß kaum ein Fußgänger seinen Pfad hindurchfindet, geschweige Reiter oder Wagen. Wer nicht gerade die vielbenutzten Wege fährt, muß sich manchmal einen solchen erst mit

Landschaftsbild mit Termitenhügel.

dem Beile bahnen. Früher, als noch wenige Weiße durchs Land zogen, war das Abhauen der Büsche sehr oft die Aufgabe der reisenden Missionare. Sie sind in der Tat hier die „Pfadfinder" gewesen.

Wehe aber dem Fußgänger oder Reiter, der sich vom Wege ab ins Dorngestrüpp wagt! Wenn er überhaupt

durchkommt, so geschieht's jedenfalls auf Kosten seiner Kleider und seiner Haut. Die fingerlangen Dornen mancher Bäume und Sträucher sind noch nicht das Schlimmste, sondern die kleinen Hakendornen. Diese sind so spitz und haken sich so fest ein, daß sie ihren Burennamen „Wacht een beetje" = „Warte ein wenig" sehr mit Recht tragen.

Im übrigen ist Südwestafrika fast durchgehends Weideland; daher sind seine Bewohner von der Natur hauptsächlich auf Viehzucht hingewiesen. In der Regenzeit schießt das Gras schnell in die Höhe, wird aber nur zu bald von der Sonne gedörrt, so daß man aus der Ferne oft glaubt, ein reifes Ährenfeld zu sehen. Die Eingeborenen kennen kein Heumachen, haben's auch nicht nötig, weil das Vieh Sommer und Winter ohne Ställe im Freien bleibt und das dürre Gras das ganze Jahr hindurch zur Weide so ziemlich genügt. Ganz wunderbar hat Gott es eingerichtet, daß er den dortigen Schafen keine Wolle gegeben hat, sondern Haare, wie den Ziegen, nur weicher und dicker. Wie sollte es ihnen sonst auch gehen zwischen den Dornen Hererolands?

Einst bildete neben der Viehzucht auch die Jagd einen sehr ergiebigen Erwerbszweig; aber so eifrig wurde sie von Weißen und Eingeborenen betrieben, daß seit 1870 sich kaum noch Elefanten, Löwen, Giraffen und Zebras zeigen. Dagegen gibt es noch genug Leoparden, Wölfe, Hyänen und Schakale. Allabendlich hörten wir das lachende Geschrei der letzteren dicht bei unserm Hause in Otjosazu. Wir achteten kaum noch darauf, denn so leicht wagen sich die Schakale nicht ans Vieh, höchstens an die Lämmer. Anders war es aber, wenn in der Nacht das dumpfe Geheul eines Wolfes in der Werft hörbar wurde. Da fuhr man voll Schrecken von seinem Lager auf. Der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mann holte gleich sein Gewehr, das immer für solche Fälle bereit stand, und eilte damit hinaus zum Viehkraal. Unruhig und angstvoll liefen die Tiere darin umher; die Pferde übersprangen schon das Dorngehege und flüchteten in weiten Sätzen vor dem Feind. Noch schlimmer ist es, wenn ein Leopard oder eine Hyäne in die Herde einbricht. Greuliche Verwüstung richten sie oft darin an. Auch auf Menschen gehen sie los. Manch einer, Weißer wie Eingeborener, der unversehens in der Wildnis von ihnen überfallen wird, geht dabei zugrunde.

Die Farmer stellen vielfach große Fallen auf. In unserm Dorf war einmal ein Wolf so gefangen worden. Mit Jubelgeschrei wurde er am andern Morgen von den Eingeborenen totgeschlagen, und die Bergdamra, die kein Fleisch, von welcher Art es auch sei, verschmähen, verzehrten den Isegrimm mit Wonne. Äußerst stark sind die Hyänen. Als bei uns eine mit dem Fuß in die Falle geraten war, riß sie so lange daran, bis sie dieselbe aus dem Boden hatte, und mit der Falle am Fuße lief sie ins Feld. Ob sie noch heute damit herumläuft? Manchmal geschah es auch, daß sich solche Tiere den gefangenen Fuß abbissen, um auf Kosten desselben ihre Freiheit wiederzuerlangen.

Allgemein gebräuchlich ist es, gegen große und kleine Raubtiere Gift zu legen. In ein Stück frischen Fleisches tut man Strychnin. Zwar ist dabei immer die Gefahr, daß auch Tiere, auf die man es nicht abgesehen hat, und sogar Menschen, davon Schaden leiden. Aber man weiß sonst des Raubgesindels nicht Herr zu werden. Wir legten das Gift sogar für die Habichte, die unsern Hühnerhof heimsuchten. Und wie oft kamen die Herero und baten: „Muhonge, Lehrer, gib uns doch vergiftetes Fleisch. Wir haben Vieh verloren durch den Leopard oder die

Hyäne." Dann hieß es wieder: „Der Schakal hat uns Lämmer gestohlen."

Bei Reisen mit dem Ochsenwagen sucht man nachts die wilden Tiere durch Feuer fernzuhalten. Doch sind die Wege jetzt viel sicherer als vor 30—40 Jahren. Unser alter Häuptling erzählte uns, als er ein Knabe gewesen — ums Jahr 1825 — hätte man überhaupt nicht durch die Flußtäler des Landes gehen können. Die Löwen, Tiger, Nashörner und Hyänen würden jeden zerrissen haben, der allein den Weg gewagt hätte. Das ist jetzt ganz anders. Besonders am Tage geht man auch einsame Pfade meist unbehelligt durch Menschen und Tiere. Freilich nicht immer. Frohgemut reitet ein weißer Mann am Fuße eines Berges entlang. Plötzlich sausen dem Ahnungslosen von der Höhe große Steine um den Kopf; fast wäre er getroffen worden. Ganz erregt schaut er auf, meint nicht anders, als daß Eingeborene ihm etwas zuleide tun wollen. Da sieht er, daß es Paviane sind, die sich diesen Spaß machen. Ja, diese Affen sind freche Gesellen, denen man nicht gerne begegnet. Auf einem Spaziergang dicht bei unserm Dorf glaubten wir in einiger Entfernung eine kleine Herde Ziegen zu sehen und wunderten uns schon, daß kein Hirte dabei war. Als wir aber näher hinzukamen, erkannten wir in ihnen Paviane. Schleunigst machten wir kehrt, wollten es nicht darauf ankommen lassen, ob sie gegen uns friedlich gesinnt wären. Besonders viele gab's am Waterberg, wo uns ihr Geschrei, das von den Felswänden widerhallte, jeden Abend erschreckte. Sie werden manchmal auch den Ansiedlungen lästig, brechen in die Gärten ein und rauben die Früchte.

Natürlich gibt es auch Schlangen in Südwestafrika, und darunter manche giftige. Die Speischlange z. B. wirft

ihr gefährliches Gift Menschen und Tieren in die Augen, daß sie erblinden, wenn es nicht sofort entfernt wird. Einige Schlangen tun den Menschen aber nichts, wenn sie nicht angegriffen werden, und man kann manche göttliche Bewahrung erfahren, wenn man ahnungslos solche in nächster Nähe hat. So saß ich einst in unserm Wohnzimmer still bei der Näherei, da kam mein Mann herein und sah dicht vor meinen Füßen eine kleine, aber sehr giftige Schlange. Ich mußte mich ganz ruhig verhalten, während er einen schweren Stock holte, mit dem er sie erschlug. Eins unsrer Hausmädchen fand eines Morgens, als sie ihr Kopfkissen aufhob, unter demselben die giftige Puffotter, welche die Wärme liebt und darum die Wohnungen der Menschen aufsucht. Das Mädchen hatte ruhig während der Nacht auf der Schlange geschlafen. Aber dieser Schrei des Entsetzens, als sie das Tier bemerkte! Die Eingeborenen fürchten sich sehr vor den Schlangen, und wenn jemand nur ruft: „onjoka, Schlange!“ so flüchtet alles voll Schrecken. „Muhonge, indjo hakahana, mu n'onjoka, Lehrer komm schnell, da ist eine Schlange!“ Das war für uns ein sehr bekannter Ruf. Nicht nur in den Brennholzhaufen auf unserm Hofe, sondern auch in den Gartenbrunnen hielten sich oft große Schlangen auf. Diese letzteren, die sogenannten Wasserschlangen, waren sehr schwer zu erlegen. Wollte man an sie gelangen, so mußte der Brunnen erst ausgeschöpft werden, und das mochten die Herero natürlich nicht wagen.

Nicht minder gefährlich als die Schlangen sind die Skorpione. Bald fand ich einen unter der Decke, auf der unser Kind eben gesessen hatte, bald hinter einer Kiste, sogar in den großen Mehlsäcken. Und nachdem ich einmal von einem jungen Tierchen so stark in die Hand gestochen war, daß der ganze Arm vierzehn Tage lang

heftig schmerzte, wurde ich sehr vorsichtig beim Herausnehmen von Mehl und anderen Vorräten.

Die eigentlichen Landplagen sind aber doch die Termiten — weiße Ameisen — und die Heuschrecken. Es ist unglaublich, was diese kleinen Ameisen in kürzester Frist zerstören können; außer Metall, Glas und Steinen ist nichts vor ihnen sicher. Unsre Bücher und Bilder tragen teilweise die Spuren ihrer Arbeit; manche wichtige Schriftstücke, die im Schreibpult lagen, sind von ihnen völlig vernichtet. Hatten wir abends unsre Schuhe auf den Lehmfußboden gestellt, so konnte es geschehen, daß sie am andern Morgen ohne Sohle waren, oder die an der Wand hängenden Kleider zerfielen uns unter den Händen. Ebenso hatten wir ängstlich über unsre Lebensmittel zu wachen. Was sich nicht in Blechdosen, Gläsern oder Töpfen befand, durfte wenigstens nie in Verbindung mit den Wänden oder Fußböden kommen, sonst war es den Ameisen ausgeliefert. Unsre Mehl-, Korn- und Reissäcke lagen auf großen, leeren Blechen, in denen man dort das Petroleum bekommt, und zu noch größerer Vorsicht wurden diese geteert, denn den Geruch des Teers scheuen die Termiten.

Und wie oft hat das Land unter den Heuschrecken zu leiden! Wir stehen vor unserm Hause und schauen auf die von der Sonne hell beschienene Landschaft. Da bemerken wir am Horizont eine Wolke, die eilends näher kommt. „Das sind gewiß Heuschrecken," sagen wir und beobachten sorgenvoll, ob es sich so verhält. Bald kann kein Zweifel mehr daran sein. Unsre Hoffnung, daß sie über unser Dorf wegziehen werden, ist eitel; sie haben es gerade auf die Gärten und Felder der Missionsstation abgesehn. Es surrt und schwirrt in der Luft, und der Schwarm kommt wie ein gewaltiges Schneegestöber her-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nieder. Wie Schneeflocken wirbeln die Heuschrecken durcheinander; wir stehen mitten darin und wissen sie uns kaum aus dem Gesicht zu halten. Bei aller Sorge müssen wir über unsre Hühner lachen, die mit rühmlichem Eifer nach den Heuschrecken schnappen, als wollten sie schon für die Vertilgung der unerwünschten Gäste sorgen.

Inzwischen sind die Dorfleute herbeigeeilt, und nun beginnt ein heißer Kampf. Jeder bewaffnet sich mit Baumzweigen, Weidenbüschen oder Palmwedeln und scheucht beständig die Heuschrecken auf, wenn sie sich irgendwo niederlassen wollen. Dabei wird auf Bleche geschlagen und geschrien, bis die Kehlen heiser sind. Hie und da bleiben die Menschen Sieger, und die Heuschrecken erheben sich wieder hoch in die Luft, um anderswo ihren Angriff zu wagen, aber meist behalten sie das Feld. Alle unsre Arbeit ist vergeblich, und wir sehen traurigen Herzens, wie die so mühsam bestellten Gärten eine Beute der gefräßigen Heuschrecken werden. Wo morgens noch alles grün war, ist abends oft kein Halm und kein Blatt mehr zu sehen. Die ganze Ernte ist vernichtet, ebenso die Weide für das Vieh, ein Anblick zum Weinen.

Das Land ist überhaupt nur allzu reich an Insekten und Ungeziefer aller Art, das man ebenso gerne entbehrte, wie die vielen andern großen und kleinen Tiere, die soviel Schaden anrichten. Der beständige Kampf mit all den Störenfrieden im Hause und Garten macht einen oft müde und raubt viele kostbare Zeit.

Dazu kommt noch die Not mit dem Wasser. Wie oft bleibt der Regen aus, und es kann nicht gesäet werden, oder die aufgekeimte Saat geht wieder zugrunde, denn bei längerer Trockenheit hilft auch kein Begießen. Sind dagegen die tropischen Gewitterregen wolkenbruchartig niedergegangen, und die Flüsse strömen plötzlich mit

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

furchtbarer Gewalt daher, so ist wieder die Gefahr, daß die an den Flußufern liegenden Gärten durch die Fluten verwüstet und mit Sand und Steingeröll bedeckt werden. Kommt der Regen unerwartet früh, Ende Oktober, so nimmt er die gesamte Weizenernte, die in dem bisher trocknen Flußbett gerade zur Reife gekommen war, unbarmherzig mit fort.

So gibt es manche Nöte in Südwestafrika, die wir in Deutschland gar nicht oder doch nicht in so schlimmem Maße kennen.

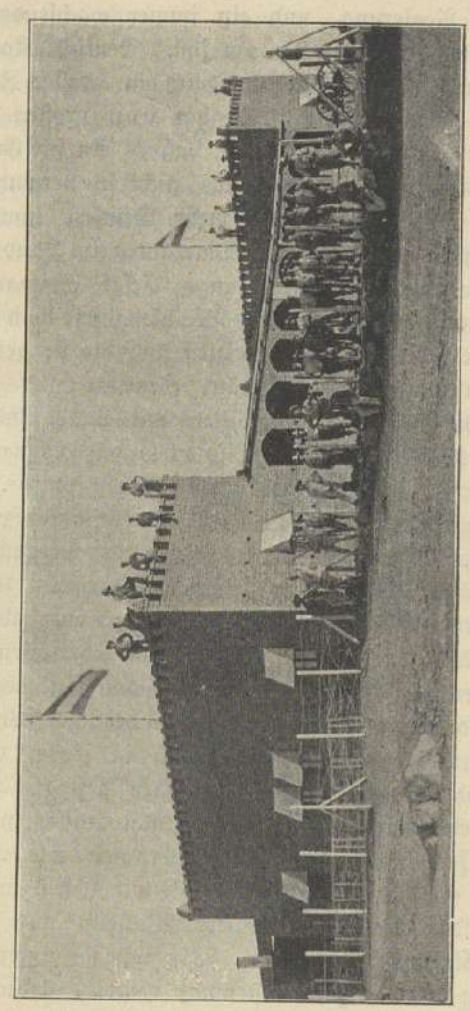
Südwestafrika ist kein fruchtbares Land, wie etwa die deutschen Kolonien in Kamerun, Togo und Ostafrika. Für Ackerbau kommt fast nur der Nordosten des Landes in Betracht, weil er wasserreicher ist, und in der Hauptsache sind die weißen Farmer gerade so wie die Eingeborenen auf Viehzucht angewiesen. Dafür birgt die Erde aber noch große Schätze an Kupfer, Eisen, Blei, vielleicht auch an Gold. Und wo niemand irgend welche Werte erwartete — im Dünensand am Meer — haben sich in neuster Zeit sogar Diamanten gefunden, die ein wahres Diamantenfieber bei den Weißen erregt haben.

So sieht es also in dem so lange unbekannten Lande aus, in dem heute Tausende von Deutschen ihre Existenz suchen.

Im Jahre 1844 kamen die ersten deutschen Missionare hin. Sie suchten nicht Gold oder andere Schätze, sondern die in tiefem Heidentum verlorenen Menschenseelen.

Vierzig Jahre lang blieben sie fast die einzigen Deutschen im Lande, und die Zahl der übrigen Weißen war auch nicht groß. Das änderte sich aber sehr, als Südwestafrika im Jahre 1884 deutsches Schutzgebiet wurde. Eine kleine deutsche Truppe wurde in der neuen Kolonie stationiert und mit der Zeit vergrößert. Ein Landes-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Deutsche Kaserne in Omaruru.

hauptmann — später hieß er Gouverneur — trat an die Spitze der Regierung, und ein immer wachsender Stab von Beamten sammelte sich um ihn. Deutsche Kaufleute, Händler und Farmer, siedelten sich in großer Zahl im Lande an, denn Südwestafrika hat den großen Vorzug vor anderen, schöneren Kolonien, daß es ein für Europäer gesundes Klima hat. Da ist es nicht so verwunderlich, wenn die Sandwüste immer mehr Deutsche hinüberzog, auch ehe man etwas von den Diamanten im Lande ahnte. Die Eingeborenen sahen anfangs dieser Einwanderung der Fremden ganz erfreut zu. Brachten diese doch so viele Sachen mit, die ihre Lust reizten und die sie gerne von ihnen kauften: Kleider, Geräte, Gewehre und Lebensmittel. Die Schwarzen bezahlten mit Land und Vieh, und von beiden hatten sie ja so viel, daß es nach ihrer Meinung für unbegrenzte Zeiten reichen würde. Dazu gab es unendlich viel Neues und Interessantes zu sehen. Die jungen Burschen hatten besonderes Vergnügen an den deutschen Soldaten und ihren militärischen Übungen. Sie waren überglücklich, wenn ihnen ein abgelegtes Uniformstück oder ein alter Schlapphut überlassen wurde. Sie fühlten sich dann den Soldaten schon halbwegs ebenbürtig und ahmten dieselben in oft lächerlicher Weise nach.

Bilder des Kaisers fanden sich in jedem deutschen Hause und wurden den Eingeborenen gezeigt. Hieß es dann: „Seht, das ist der große deutsche Kaiser in Berlin, und ihr seid jetzt auch seine Untertanen wie wir!“ so waren sie stolz und glücklich. Auch wir ließen uns große Öldruckbilder des alten Kaisers Wilhelm und des damaligen Kronprinzen schicken. Als wir sie unserm alten Häuptling Kukuri zum erstenmal zeigten, stellte er sich vor das Kaiserbild hin und grüßte es also: „Morroo Muhona omunene, tu pao omakaya“ = „Guten Tag, großer

Herr, gib mir Tabak." Als er nach solch wiederholter Anrede keine Antwort erhielt, sagte er zu uns: „Ist denn euer Kaiser so stolz, daß er mich keines Wortes würdigt? Ich bin doch auch ein omuhona, ein Herr." Er schien wirklich zu glauben, das bunte Bild, wie er noch keins gesehen, sei der Kaiser selbst.

Für den Kronprinzen Friedrich hatten die Herero besondere Vorliebe, weil seine Gemahlin eine Tochter der Königin Viktoria von England war, von der sie durch die Engländer im Lande viel gehört hatten. Der Oberhäuptling Maharero sprach sogar die Hoffnung aus, daß sie auch ihm wohl eine ihrer Töchter zur Frau geben würde zu der Schar von Weibern, die er schon hatte. Voll Selbstbewußtsein meinte er den Missionaren gegenüber, er, der Beherrscher Hererolands, sei doch sicher ebenso hoch zu achten wie die Königin von England.

So geschah es, daß Südwestafrika, das öde, unfruchtbare Land, eine deutsche Kolonie wurde und seine Bewohner unsre Landsleute.

2. Kapitel.

# Wie kommen wir nach Südwestafrika?

Nun, heutzutage ist das sehr einfach. In Hamburg oder Antwerpen besteigen wir einen Woermann-Dampfer, der uns in drei bis vier Wochen auf direktem Wege nach dem deutschen Hafen Swakopmund bringt. Diese Dampferlinie ist aber erst im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts eröffnet. Früher war die Reise bedeutend umständlicher. Man fuhr über England bis zur Südspitze Afrikas, nach Kapstadt.

Noch im Jahre 1868 machten die Missionare der Barmer Missionsgesellschaft diese Reise der größeren Billigkeit wegen mit dem Segelschiff. Zwei bis drei Monate waren sie unterwegs, und es dauerte ein halbes Jahr, bis sie das Ziel ihrer Reise im Innern des Landes erreichten.

Ein winzig kleines Schifflein führte die Missionare von Kapstadt wieder nordwärts nach Walfischbai. Die Zeit bis zur Abfahrt verbrachten sie bei lieben Missionsfreunden. O wie schön war es hier in der Kapkolonie! und es bangte ihnen fast, als sie nun Abschied nahmen, wußten sie doch, daß Hereroland, wo sie ihre neue Heimat finden sollten, eine Wüste sei. Solange Kapstadt mit seiner üppigen Vegetation und dem herrlichen Tafelgebirge im Hintergrund vom Schiff aus noch zu sehen war, konnten sie sich nicht von dem Anblick trennen. Doch bald fuhren

sie in die offene See hinaus, und als sie nach einigen Tagen vor Port Nolloth Anker warfen, trat ihnen eine neue Welt entgegen. Hier beginnen schon die hohen Sanddünen und Sandberge, die sich die ganze Küste bis zur Mündung des Kunene entlang ziehen. Man kann sich nichts Öderes vorstellen als diesen Küstenstrich. So weit das Auge reicht, sieht es nichts als trostlos kahle, hohe Sandberge, keinen Baum noch Strauch, denn die Gegend hat so gut wie keinen Regen. Die Eingeborenen sagen, selbst eine Schildkröte müsse hier verhungern. Kein Tier läßt sich sehen, höchstens ein Schakal, der langsam zum Strande hinabsteigt, um seinen Hunger durch einige tote Fische zu stillen, die das Meer ausgeworfen hat.

Mächtig schlägt die Brandung gegen die Sandberge, und die Wellen höhlen dieselben unten aus. Dann rutschen und stürzen hunderttausende Tonnen Sandes ins Meer, so daß diese Berge sich fort und fort verändern, und die kleineren Buchten, deren es eine ganze Reihe an dieser Küste gibt, dadurch allmählich versanden. Diese traurige Küste gehört bis auf den englischen Hafen Walfischbai zum jetzigen Deutsch-Südwestafrika.

„Angra Pequena in Sicht!" so hieß es eines Morgens auf dem kleinen Schifflein unsrer Reisenden. Damals wurde dieser Hafen, obwohl neben Walfischbai der beste an der Küste, sehr wenig benutzt, denn der Weg von da ins Binnenland war furchtbar schwer für Ochsenwagen. Drei Tage weit gibt es den größten Teil des Jahres weder Gras noch Wasser für das Zugvieh, und der Weg liegt voller Ochsen- und Pferdegerippe; die Tiere sind dem Hunger und Durst erlegen.

Der portugiesische Name „Angra Pequena, enge Einfahrt," hat dem deutschen Lüderitzbucht weichen müssen, als der Kaufmann Lüderitz aus Bremen im

Jahre 1884 hier die deutsche Flagge aufhißte. Jetzt ist dort ein großer Schiffsverkehr; der Ort wächst mit unheimlicher Schnelligkeit, seit die Diamantenfelder in seinem Hinterland entdeckt sind. Eine Eisenbahn vermittelt den Verkehr mit dem Innern an Stelle der Ochsenwagen. Solche Veränderung im Lauf von vierzig Jahren hätten die Missionare sich nicht träumen lassen, als sie hier vor Anker lagen.

Und weiter ging die Küstenfahrt, bis nach einigen Tagen Walfischbai erreicht war. Diese Bucht trägt ihren Namen von den vielen Walfischen, die sich früher dort aufhielten; jetzt bleiben sie weiter draußen im Meer. Walfischbai ist jetzt ein ganz kleiner Ort mit nur wenigen Häusern von Europäern und der Missionskirche dicht am Strande, aber solange von hier aus der einzige Weg nach Hereroland ging, hatte er als Hafen doch eine große Bedeutung.

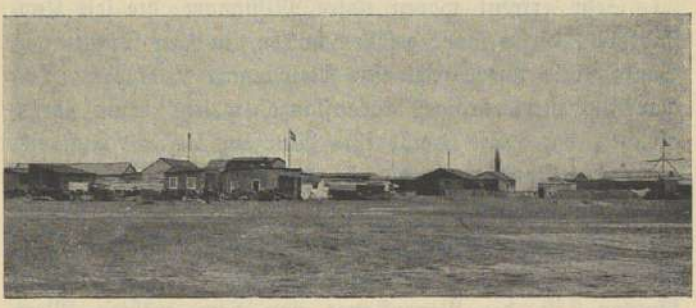
Im Jahre 1868 sah der Ort noch viel kläglicher aus. Unsre Reisenden fanden ein kleines Lagerhaus für ihre Güter und zwei kleine Logierstuben vor; alles in einem unbeschreiblich verwahrlosten Zustande. Kein Weißer wohnte zur Zeit da. Das kleine Segelschiffchen Flipperty ließ sich von den Wellen auf das sandige Ufer treiben; einige nackte, schmutzige Topnaar-Hottentotten wateten ins Wasser, nahmen die Reisenden auf den Rücken und brachten sie aufs Trockene. Als auch die Güter gelandet waren, fuhr das Schiff wieder fort, und die Missionare saßen an diesem trostlosen Ort volle drei Wochen, bis die Ochsenwagen aus dem Innern des Landes kamen, um sie zu holen. Da hatten sie Muße genug, diese neue Welt kennen zu lernen. Sie machten Ausflüge am Strande entlang und durch die Sanddünen bis Sandfontain, $2\frac{1}{2}$ Stunden von der Küste. Dort findet sich

süß-salziges Wasser, welches die Bewohner von Walfischbai sich zu ihrem Haus- und Küchengebrauch holen lassen. Das Trinkwasser muß sogar 1 1/2 Tage weiter im Kuisib-flußbett geschöpft oder aus Kapstadt in Fässern von den Schiffen mitgebracht werden. Da lernt man sparsam mit dem Wasser umgehen trotz der unendlichen Wasserfläche, die sich vor den Augen ausbreitet. Wohl versteht man jetzt, auch das Meerwasser trinkbar zu machen durch Entziehung seines Salzgehaltes, aber es bleibt doch ein kümmerlicher Behelf.

Sehr erfreut waren unsre Missionare, die seit Kapstadt kein Grün mehr gesehen hatten, in den Dünen von Sandfontain unerwartet eine Melonenart zu finden. Das war die merkwürdige Narapflanze, welche kaum ihresgleichen hat. Sie treibt ihre Wurzeln 50—60 Fuß tief durch die Sandhügel, bis sie das süße Grundwasser erreicht. Ihre grünen Ranken umziehen völlig die Hügel, ein überaus wohltuender Anblick in dieser Einöde. Für die Eingeborenen, welche sonst ihr Leben hier nicht fristen könnten, ist die Narapflanze von dem größten Wert. Zu der Zeit, wenn die Früchte reifen, kommen die Hottentotten herbei, schneiden sie auf, lösen das Fleisch von der stacheligen Schale, nehmen die Kerne heraus und kneten das Fleisch zu großen Fladen. Diese breiten sie auf Fellen aus, damit sie in der Sonne trocknen, rollen sie dann zusammen und tragen sie lastenweise nach Hause, wo sie ihnen für lange Zeit zur Speise dienen. An einer guten Beigabe von Sand statt Salz fehlt es dabei nicht, aber der Sand ist ja auch salzig. Die Kerne werden mit Sand trocken gerieben und sackweise für etwas Mehl, Kaffee oder Zucker an die Schiffskapitäne verkauft. Diese schmackhaften Narakerne sind am Kap ebenso beliebt, wie bei uns Mandeln und Nüsse. Unsre Reisenden

probierten sie auch und fanden sie nicht übel. In der nahen Lagune glaubten sie jeden Morgen ein Regiment Soldaten in roten Uniformen lustwandeln zu sehen; allmählich kamen sie dahinter, daß es die hübschen Flamingovögel waren mit ihren rosa Federn. — So lernten sie allerlei Neues kennen im Lauf ihrer Wartezeit, aber sie waren doch sehr froh, als endlich ihre Wagen kamen und sie ans Ziel ihrer Reise brachten.

Seit einem Jahrzehnt liegt nun Walfischbai still und verlassen da. Die Kaufleute sind weggezogen; nur ein



Walfischbai.

paar englische Beamte wohnen noch da außer dem Missionar, dessen braune Gemeinde in den Sanddünen bei den Naras ihre elenden Hütten aufgerichtet hat. Swakopmund, einige Stunden nördlicher gelegen, beherrscht jetzt die Küste, und von hier aus geht eine Bahn ins Innere des Landes nach Hereroland. Nachdem die Deutschen von Südwestafrika Besitz genommen hatten, mußten sie natürlich auch ihren eigenen Hafen haben, und da die Engländer ihnen die Walfischbai nicht abtreten wollten, so blieb ihnen nichts anderes übrig, als die Landung an dieser allein möglichen Stelle zu versuchen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Strand von Swakopmund befindet sich in einer ganz geringen Einbuchtung. Die Schiffe müssen deshalb je nach ihrer Größe 600—1500 Meter vom Strand entfernt vor Anker liegen und sind genötigt, stets unter Dampf zu bleiben, um bei ungünstigem Wetter sofort auf hohe See zu gehen, sonst wirft die Brandung sie leicht auf den flachen Strand oder an die oberen Felsenriffe. Schon bei einigermaßen günstigem Wetter bedürfen die Woermann-Dampfer zum Löschen ihrer Ladung von etwa 1500 Tonnen 8—12 Tage, dreimal so lange wie in guten Häfen, bei schlimmer Brandung aber oft mehrere Wochen. Sieht man vom Schiff aus am Lande eine Fahne aufgehißt, so ist das für den Kapitän ein Zeichen, daß er keine Boote ablassen darf. Da geschieht es denn oft, daß die Reisenden angesichts des nahen Landes tagelang noch auf dem Schiff bleiben müssen, bis die Überfahrt gewagt werden kann. Besonders schlimm sind diejenigen daran, welche weiter nach Lüderitzbucht reisen, wie wir es im September 1900 miterlebten.

Vier Wochen lang hatte die Fahrt von Hamburg aus nun schon gedauert; wir Reisenden sehnten uns so sehr nach ihrem Ende und begrüßten jubelnd Swakopmund, wo wir in der Frühe des 29. Reisetages vor Anker gingen. Als wir hinüber nach dem Lande schauten, erschraken die Neulinge sichtlich, so traurig hatten sie sich's trotz aller Beschreibung nicht gedacht. Uns alte Afrikaner befremdete es natürlich nicht, nichts als öde Sandfläche und Sandberge zu sehen; wir wußten ja auch, daß es hinter diesen Sanddünen nicht so öde war.

Doch siehe, da kommen schon die ersten Boote vom Lande, und sobald sie anlegen, drängt der Kapitän, daß wir das Schiff möglichst schnell verlassen, denn die See ist gerade verhältnismäßig ruhig; man kann nicht wissen,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

auf wie lange. Eben glückt noch das Ausbooten der Passagiere, unter denen auch wir sind, aber schon mittags wird die verhängnisvolle Fahne am Strande aufgezogen; die Brandung beginnt wieder zu wüten.

Volle vier Wochen lag die „Anna Woermann" vor Swakopmund, ehe sie mit dem Landen der Güter fertig wurde, und während dieser ganzen Zeit mußten die Passagiere für Lüderitzbucht sich da draußen schaukeln lassen und hätten doch in wenigen Tagen auch schon am Ziel ihrer Reise sein können. Das war keine geringe Geduldsprobe.

Unsre Reisegefährten, die auf dem Schiff zurückblieben, wünschten uns glückliche Überfahrt. In der Tat, solche Wünsche kann man wohl gebrauchen, denn die Fahrt vom Schiff zum Strande ist für viele, die glücklich die große Seereise überstanden hatten, noch verhängnisvoll geworden.

„Wie sollen wir überhaupt ins Boot kommen, es wird ja keine Schiffstreppe heruntergelassen?" so fragen einige. „Davon kann hier keine Rede sein," ist die Antwort des Schiffsoffiziers, der gerade beschäftigt ist, einen großen Korbsessel mittelst fester Stricke an den Haken des Schiffskrans zu befestigen. Verdutzt sehen die Neulinge zu und wissen nicht, was das bedeuten soll? „So, Frau J., nun machen Sie den Anfang, weil Sie die Geschichte schon kennen," sagt der Offizier. Ich setze mich in den Sessel, werde wie ein Frachtstück in die Höhe gewunden und schwebe da zwischen Himmel und Wasser. Der Offizier gibt scharf acht, wenn der passende Augenblick gekommen ist, den Sessel hinabzulassen, daß er nicht etwa ins Meer statt ins Boot gerät oder gar zwischen Boot und Schiffswand. Die schwarze Mannschaft am Kran wartet auf seinen Wink. „Nun!" die Kette rasselt, ich fahre abwärts,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und ein echtes Negertriumphgeschrei ertönt, als der Stuhl richtig im Boot ankommt. Dort ist ein Schwarzer, der mir heraushilft, und während ich mich auf eins der Mittelbretter setze, geht der Sessel wieder in die Höhe. Nun kommen die anderen Damen, lauter junge Mädchen, daran. Die eine tut's mit Angst und Zittern, eine andere frisch und keck, je nach dem Naturell. Alle gelangen glücklich ins Boot. Die Herren klettern lieber die Strickleiter hinunter. Da kommt es nun darauf an, ob sie den rechten Augenblick erwischen, um ins Boot und nicht daneben zu treten, denn es geht unaufhörlich auf und nieder. Bald heben die Wellen es in gleiche Höhe mit dem Schiffsverdeck, bald senkt es wieder hinunter in einen schauerlich tiefen Abgrund. Für die Insassen des Bootes ist das auch kein Vergnügen; man kann dabei nochmal tüchtig seekrank werden. Rein unsinnig klettern die Herren einer nach dem andern hinunter, als ob alle mit diesem ersten Boot fort müßten; es ist übervoll, der Offizier ruft einige wieder zurück. Zögernd und unwillig gehorchen sie, denn sie waren froh gewesen, die Strickleiterpartie hinter sich zu haben, aber es hilft nichts, sie müssen!

Endlich geht die Fahrt zum Strande los, bald kommt man in die Wogen der Brandung, die selbst bei gutem Wetter in einer Breite von 100—200 Metern von Süd nach Nord an der Küste entlang streichen. Schon nähern wir uns dem Ufer, aber noch ist die gefährlichste Stelle zu passieren. Es bedarf der äußersten Vorsicht und Gewandtheit der mit dem Meer so vertrauten Kruneger — deren jeder von Hamburg kommende Dampfer eine Anzahl von der Westküste aus Monrovia zur Löschung der Güter mitbringt — um über diese Stelle im richtigen Augenblick wegzukommen. Ein einziger verkehrter Ruder-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schlag kann das Boot zum Kentern bringen. Wie manche Ladung und wie manches Menschenleben ist hier schon untergegangen! Wir danken Gott, daß er uns ohne Unfall — wenn auch ziemlich durchnäßt — zum Lande kommen läßt.

Auf den Armen der Neger müssen die Frauen sich das letzte Stückchen durchs Wasser bis zum Strand tragen lassen; die Herren werden auf den Rücken genommen. Die Träger erwarten natürlich ein tüchtiges Trinkgeld dafür. Schnell eilen wir mit unserm Handgepäck weiter hinauf, damit uns nicht eine nachstürzende Welle noch über den Kopf schlägt oder unsre Sachen, die man eben aus dem Boot auf den Strand gesetzt hat, ins Meer spült. Oben lassen wir erst die Zollrevision vornehmen; dann wandern wir weiter zu unsern Gastfreunden.

Schon beim Beginn der Hafenanlagen hatte man sich gesagt, daß die Landungsverhältnisse durchaus verbessert werden müßten, und man glaubte das am besten durch den Bau einer Mole zu bewerkstelligen. Doch fünf Millionen Mark wurden vom Meere verschlungen, ehe das Werk gelang. Im September 1899 wurde der Grundstein dazu gelegt. Der Bau war ein überaus schwieriges Unternehmen, denn das Meer zeigte immer wieder, daß es Herr sei und auch bleiben wolle. Die gewaltigsten Stein- und Betonblöcke wurden von den Wellen fortgespült. Trotzdem ging das Werk gut vorwärts.

Im Februar 1903 hatte man die Mole einweihen können, die Freude war groß, daß die Reisenden die schlimme Bootfahrt durch die Brandung nun nicht mehr nötig haben würden, sondern mit der Dampfbarkasse vom Schiff aus zur Mole fahren könnten. Nicht Wochen würden künftig zur Landung der Güter nötig sein, und diese sollten nicht mehr in Gefahr kommen, von den

Hafen von Swakopmund.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wogen durchnäßt und unbrauchbar zu werden. Bei dem immer steigenden Schiffsverkehr war das von ungeheurem Wert.

Das Meer aber spottete: „Ihr armen Menschlein meint, jetzt hättet ihr mich bezwungen; ich will euch lehren, wer hier die Herrschaft hat." Schon drei Monate nach der Einweihung, noch ehe die Mole dem allgemeinen Schiffsverkehr übergeben war, rissen in einer Nacht die Wellen heimtückisch ein großes Stück von der Spitze des Steindammes weg. O wie kicherten und lachten die Wogen, als die Leute am andern Morgen kamen und voll Schrecken die Verwüstung sahen!

Doch so leicht ließen die strebsamen Deutschen sich nicht entmutigen. Sie besserten den Schaden aus und taten es immer wieder, sobald das Meer eine neue Bresche in das Menschenwerk schlug. „Halt," dachte das Meer, „ich zwinge euch doch, jetzt versuche ich's auf andere Weise." Da führte es gewaltige Sandmassen herbei und versandete dadurch das ganze Molenbecken, so daß man trockenen Fußes gehen konnte, wo vorher noch eine Wassertiefe von 6—8 Meter war. Nun wurden Baggermaschinen gesandt zum Kampf gegen die Sandmassen, aber vergeblich: das Meer triumphierte. Später hat man eine Landungsbrücke aus Holz und Eisen gebaut, und diese scheint sich zu bewähren. Der Sand findet Durchgang zwischen den Pfeilern.

Sehen wir uns zum Schluß dieses Kapitels das Swakopmund von heute an. Es ist ein ansehnliches Städtchen mit etwa 1500 weißen Einwohnern außer der schwarzen Bevölkerung. Bei dem Anblick so vieler schöner Regierungs- und Privatbauten will es uns wie ein Traum erscheinen, daß vor 15 Jahren hier noch eine Wüste war. Besonders fällt uns der fast schloßartige Bahnhof auf

und das Gerichtsgebäude mit dem Leuchtturm. Das große, schöne Lazarett hat schon vielen kranken und verwundeten Soldaten dienen müssen, und der Friedhof zeigt bereits eine erschreckend große Anzahl von Gräbern. — Am Strande sind neue Zoll- und Güterschuppen erbaut; an Hotels und Restaurants ist kein Mangel, ebensowenig an Kaufläden, wo man alles bekommen kann, was das Herz begehrt, d. h. wenn man das Geld dazu hat; denn billig ist es wahrlich nicht in Südwestafrika. Ein Schlachthof ist entstanden, eine Bierbrauerei, Dampfwäscherei, photographische Ateliers. Eine Buchhandlung fehlt auch nicht, und mehrere Zeitungen erscheinen wöchentlich, in denen man Anzeigen liest von Feuerwehr-, Turn- und Schützenvereinen, Männergesangverein, Kegelbahn, Fußballklub, Billards usw., alles wie in Deutschland.

Eine katholische Kirche und eine jüdische Synagoge sind auch schon länger erbaut. Die evangelische Gemeinde hat bisher ihre leider nur schwach besuchten Gottesdienste in der Regierungsschule gehalten. Gegenwärtig wird in schöner Lage eine evangelische Kirche gebaut.

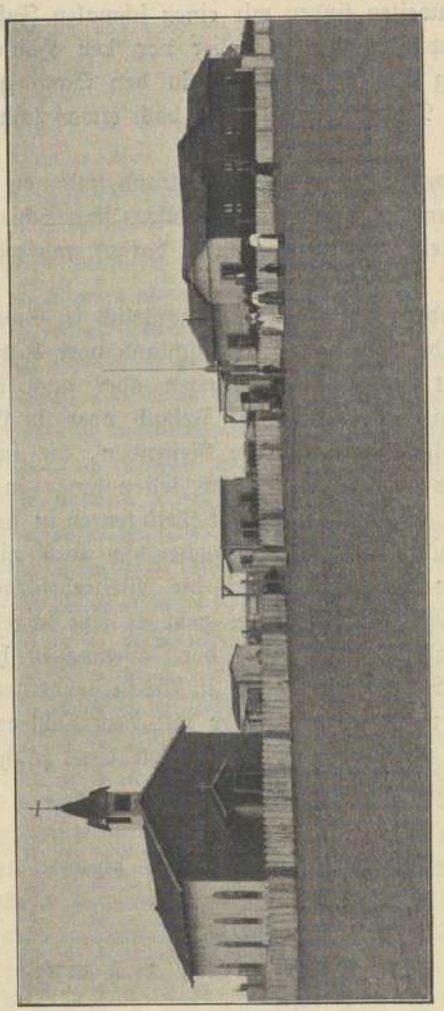
Die farbige Gemeinde war bedeutend eifriger, eine Kirche zu bekommen. Im Jahre 1905 nach dem Aufstand hatten die Deutschen eine große Anzahl Herero als Gefangene nach Swakopmund überführt, denen der Missionar im Gefangenenkraal predigte. Auch aus den übrigen Volksstämmen Südwestafrikas sammelten sich immer mehr Leute als Arbeiter der Weißen am Ort, so daß man jetzt etwa 1600 Eingeborene dort zählen kann, von denen die Hälfte Christen sind. Ein Gotteshaus wurde zur Notwendigkeit und auch schnell in Angriff genommen. Schon im Jahre 1906 konnte der jetzige Direktor der Rheinischen Mission, der sich gerade in Südwestafrika befand, dasselbe einweihen. Die schmucke, kleine Kirche ist eine Zierde

Swakopmunds. Sie dient zugleich für den Unterricht der 200 Taufbewerber und der 183 Tagesschüler.

Die Eingeborenen sammelten sehr eifrig von ihrem kärglichen Lohn, um die noch ausstehende Schuldenlast zu decken. In einem Jahr brachten sie über 2000 Mark zusammen (2 1/2 M. pro Kopf). Ebenso fleißig besuchen sie aber auch die Gottesdienste und sind sehr froh und dankbar, daß sie nicht mehr auf Predigt und Unterricht im Freien angewiesen sind. Sie vertragen das nasse und oft rauhe Klima an der Küste sehr schlecht, wovon die über 6000 Gräber auf dem Eingeborenen-Friedhof Zeugnis geben. In den ersten beiden Jahren nach dem Aufstand starben die von den Leiden des Krieges entkräfteten Leute fast wie die Fliegen dahin.

In Swakopmund hat man nicht solche Not mit dem Wasser wie in Walfischbai. Schon seit einer Reihe von Jahren besteht eine Wasserleitung, die aus dem Swakopflußbett mittelst einer Pumpstation und eines 770 m langen Leitungsrohres der Stadt das Wasser zuführt. Leider ist es nicht gesund. Man kocht es darum ab und kühlt es zum Trinkgebrauch in Wassersäcken. Natürlich ist es auch kostspielig. Trotzdem haben viele Einwohner sich kleine Gärtchen angelegt und scheuen den hohen Preis für die so nötige Bewässerung dieser Anlagen nicht. Man sieht selten ein Haus, das nicht wenigstens einige Wüstenpflanzen, wie die verschiedenen Kakteen und die wilde Tabakstaude, vor der Türe hat. Das Grün in dieser sonst vegetationslosen Sandwelt macht einen sehr freundlichen Eindruck.

Und doch, trotz all der schönen Bauten, trotz all der vielen weißen Menschen können wir keinen Augenblick vergessen, daß wir in der Wüste sind. Bei jedem Schritt sinken wir bis zum Knöchel in den tiefen Sand ein. Mühsam waten wir hindurch; schon nach kurzer Zeit sind



Missionskirche und Missionshaus in Swakopmund.

wir in Schweiß gebadet. Schmerzlich vermissen wir feste Wege. Zuweilen finden wir einen schmalen Fußpfad, der aus Steinplatten besteht, oder vor den Häusern einen Bürgersteig aus umgestülpten, in den Sand gegrabenen Flaschen. Darauf kommt man doch etwas schneller vom Fleck.

Für den Güterverkehr am Strand und von dort zum Bahnhof und zu den Geschäftshäusern sind Schienengeleise gelegt. Kleine Rollwagen laufen darauf und werden von Eseln oder Maultieren gezogen.

Besonders lebhaft geht es natürlich in Swakopmund zu, wenn die Schiffe von Deutschland oder Kapstadt einlaufen mit neuen Ankömmlingen oder auch alten Bekannten, die inzwischen auf Urlaub oder in Geschäften in Deutschland waren. Die Reisenden, die ins Innere des Landes wollen, halten sich selten lange in Swakopmund auf; es ist hier ein gut Teil teurer in den Hotels als in Deutschland. Sie brauchen ja auch nicht mehr wie früher wochenlang auf die Weiterbeförderung zu warten. Mit der Eisenbahn geht es jetzt schnell weiter.

Das alte Verkehrsmittel, der Ochsenwagen, hatte aber auch seine Reize, und manche in Afrika geborenen Weißen finden es noch immer schöner mit dem Ochsenwagen zu reisen als mit der Eisenbahn. Von einer solchen Fahrt soll das nächste Kapitel erzählen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

3. Kapitel.

# Im Ochsenwagen durchs Hereroland.

Sie kommen, sie kommen! so rief der braune Hottentottenjüngling Jakob in Walfischbai eines Morgens früh ins Zimmer hinein, wo wir mit unsern lieben Hauswirten, Missionar B., beim Frühstück saßen. Ja, wer oder was kam denn? Natürlich die Ochsenwagen, nach denen wir nun schon wochenlang täglich ausschauten. Allzuschwer war das Warten freilich nicht, denn wir hatten es sehr behaglich und gemütlich bei den lieben B.'s. Die mit dem Schiff von Kapstadt Ankommenden fanden nicht mehr die trostlose und menschenleere Öde wie zwanzig Jahre zuvor. Inzwischen war Walfischbai Missionsstation geworden und außer einem Landungsagenten und einigen Kaufleuten wohnte der englische Magistratsbeamte mit seiner Familie dort. So konnten wir's schon ein Weilchen dort aushalten. Aber wir begriffen nicht, wo unser Wagen blieb. War er von den Namas geraubt? Fast schien es so, denn wir hörten in Walfischbai, daß Hendrik Witboi, der durch den Aufstand 1904 und 1905 so bekannt gewordene Namahäuptling, einmal wieder einen Überfall auf die Hererostation Otjimbingue gemacht hatte. Die Freude war darum jetzt groß, als der Wagen, wenn auch mit einigen Kugellöchern verziert, doch sonst heil anlangte; hatte er doch zweitausend Mark gekostet. Die Ochsenwagen sind sehr solide und fest gebaut wegen der

schlimmen Wege des Landes. Mit Zelttuch sind sie überspannt und haben vorne und hinten eine Segeltuchklappe oder einen Vorhang, durch die man das Innere des Wagens gegen Wind und Sonne abschließen kann; besonders nachts ist es doch manchmal wünschenswert, den Wagen schließen zu können. Mit je 14—20 Ochsen wird er bespannt, je nachdem der Weg schwer und die Ladung groß ist.

Eifrig wird nun aufgepackt, denn die Ochsen haben schon mehr als 24 Stunden ohne Trinkwasser laufen müssen, und hier gibt es ebensowenig solches; so schnell wie möglich müssen sie zu der letzten Wasserstelle zurück.

Für eine Wüstenreise von mehreren Wochen müssen wir ausgerüstet sein mit Lebensmitteln für uns selbst und die Wagenleute. Wir haben uns vom Kap Proviant mitgebracht, davon wird nun Reis, Mehl, Salz, Zucker, Kaffee in kleinere Säcke gefüllt zum Reisegebrauch. Schlachtvieh bringen uns die Wagenleute aus Otjimbingue mit, und wir verehren einen riesig gehörnten Ziegenbock gleich unsern lieben Gastgebern als Abschiedsgeschenk. Frau B. versorgt uns mit Brot, gebratenem Fleisch für den Beginn der Fahrt und allerlei Erfrischungen.

Die zum täglichen Bedarf nötigen Lebensmittel werden samt den Eß- und Trinkgeschirren sorgsam in die Vorkiste gepackt. Diese ist zugleich auch Kutscherbock. In die Hinterkiste kommen die Ersatzvorräte. Unter dem Wagen sind die Kochtöpfe und Eimer befestigt, die kleinen Seitenkasten außen an den Längsseiten nehmen die Schüsseln und Becher der Leute auf, dazu Werkzeuge wie Beil, Säge, Hammer und dergleichen mehr.

Das Innere des Wagens nimmt in etwa der halben Höhe das Bett zum größeren Teil in Anspruch. Das ist freilich keine Bettstelle, sondern nur ein Holzrahmen mit

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Riemengurten, Kattel genannt, auf welchem die Matratze ruht. Unter und hinter das Bett werden die Koffer und Kisten, die Reis- und Mehlsäcke verstaut, denn wenn man früher von der Küste ins Land fuhr, so brachte man von dort gleich seine Güter aus Deutschland und Kapstadt mit, d. h. alles, was man im Lauf eines Jahres an Proviant, Kleidung und Geräten brauchte.

Da wollte sich für das Bett meist nur schwer noch Platz finden lassen. Es mußte so hoch auf den Kisten liegen, daß man bei jedem Aufrichten von diesem Lager mit dem Kopf an das Zeltdach stieß. Das Ordnen des Bettes ist auch nicht leicht, oft bleibt nichts übrig, als darauf herumrutschend die Leintücher, Decken und Kissen, so gut oder schlecht es eben gehen will, zurechtzulegen, und da die Frau nebst den Kindern auch am Tag selten ein anderes Plätzchen hat als auf der Kattel, so wird das Lager gründlich verrutscht und mit Sand reichlich bestreut.

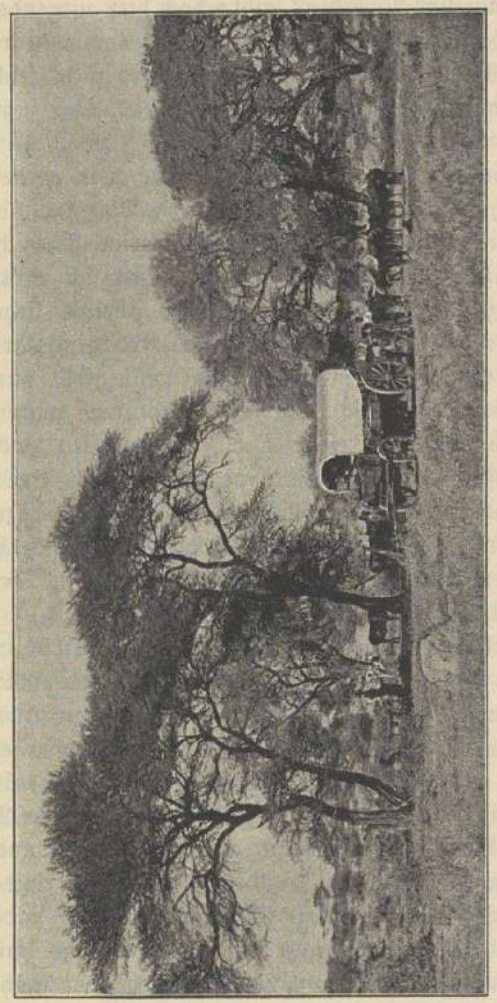
Außer unserem eignen Wagen ist noch ein zweiter mitgekommen, der ausschließlich Fracht aufladet. Bis zum Nachmittag ist bei eifriger Arbeit alles „klar", wie der technische Ausdruck lautet, d. h. zur Abreise fertig. Nun werden vor jeden Wagen zwanzig Ochsen angespannt, die mit ihren mächtigen Hörnern uns wohl Respekt einflößen können. Je zwei kommen unter ein Joch, durch ein starkes Riementau sind die zehn Joche untereinander verbunden. Der Ochsenleiter führt die Vorderochsen am Riemen, der Kutscher, hier Treiber genannt, schwingt seine zwanzig Fuß lange Peitsche, mit der er das ganze Gespann regiert, wir steigen schnell auf, und nun geht's fort nach Hereroland.

Nach einer Stunde Fahrt beginnen die Sanddünen, da wird der Weg furchtbar schwer für die armen Ochsen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Wagenräder mahlen durch den tiefen, losen Flugsand, es scheint, als ob wir kaum vom Fleck kämen. Wir sehen nichts als Sand, Sand, Sand. Doch was schimmert denn dort für Grün in dem blendenden Sonnenschein? Das sind die Naras, jene Melonenart, die hier so wunderbar auf den Sandhügeln wächst. Hier ist Sandfontain, wo die Topnaar-Hottentotten sich wegen der Naras angesiedelt haben. Wir halten eine Weile, denn unsere Wasserfässer sind noch leer, die müssen hier gefüllt werden. Gut schmeckt das halbsalzige Wasser wirklich nicht, aber wir sind dankbar, daß wir überhaupt etwas mitnehmen dürfen, um uns auf der Weiterfahrt Kaffee und eine Suppe kochen zu können. Die armen Ochsen brüllen kläglich, sie wollen uns jedenfalls bitten, ihnen doch auch einen Labetrunk zu geben, wie gerne täten wir's, aber das Wasser reicht ja nur knapp für die Menschen.

So geht es denn weiter; immer matter werden die Tiere, die Peitsche des Treibers läßt tiefe Striemen auf ihrem Rücken, aber es geht nicht anders, nur so gelingt es, daß die Ochsen ihre äußerste Kraft anspannen und auf dem unsagbar schweren Wege weiterkommen. Aber nun stehen sie still vor einer hohen Sanddüne, kein Peitschen, kein Schreien hilft, sie bringen den schweren Wagen nicht hinauf. Vorwärts müssen wir, so werden die Ochsen des zweiten Wagens losgelöst und noch mit vor den ersten gespannt. Mit diesen vierzig Tieren gelingt es; der eine Wagen ist glücklich oben, auf gleiche Weise wird nun auch der andere geholt. Als die Nacht schon hereingebrochen ist, kommen wir endlich auf einen festeren Grund. Es wird nun etwas geruht, das letzte oben aus dem Lande mitgebrachte Gras wird den Ochsen gegeben, freilich für jeden nur eine Handvoll. Für die



Rast auf der Reise.

Menschen wird Kaffee gekocht. Aber wie soll denn ein Feuer angezündet werden? gibt's doch hier nirgends etwas Holz. Die Eingeborenen wissen Rat, sie sammeln trockenen Ochsenmist, an dem es auf dem Baiweg nicht fehlt, und machen damit Feuer; es brennt nicht hell, aber man kann zur Not doch darauf kochen.

Menschen und Tiere sind todmüde, wie gerne legten sie sich hier schlafen bis zum andern Morgen; aber um der Ochsen willen geht das nicht, wenn sie nicht bald zum Wasser und Futter kommen, halten sie nicht durch. Der ganze Weg gibt davon Kunde, überall liegen die Ochsengerippe, auf denen die Krähen krächzend ihr Mahl halten. Es schauerte mich, dies Leichenfeld zu sehen, überhaupt drückt diese trostlose Einöde einen ganz nieder. Wir sind jetzt auf einer unabsehbar weiten Hochfläche, aus der sich nur eine Felskuppe erhebt, alles eine Wüste von Sand und Steingeröll, nur ganz selten dazwischen ein elendes Gestrüpp. Kein Vogel verirrt sich hierher, außer den Krähen, die das Aas suchen; kein Tier kann hier sonst leben. Nur fort von hier!

Endlich am folgenden Abend haben wir den schlimmsten Teil der Einöde hinter uns, wir grüßen die mächtigen, freilich auch ganz kahlen Berge und lagern am Fuße eines solchen. Die Ochsen werden zur Wasserstelle getrieben, die noch zwei Stunden weiter im Swakop-Flußtal ist, dort bleiben sie bis zum folgenden Mittag, um sich für die Weiterfahrt an etwas Gras und Ried zu stärken. — Auch wir sind ganz zufrieden mit dieser Fahrtunterbrechung. Erst schlafen wir mal ordentlich, und am anderen Morgen machen wir uns mit den Wagenleuten recht bekannt, was bisher bei der mühseligen Fahrt nicht recht möglich war. Wir lassen uns erzählen, woher sie sind, und was sie treiben. Merkwürdigerweise

gehören unsere drei Wagenleute drei verschiedenen Völkerstämmen an. Da ist zunächst die wichtigste Person, der Treiber Jan de Clerk, ein Bastard, wie wir gleich am Namen hören. Meister Jan fühlt sich uns Weißen ziemlich ebenbürtig und sieht sehr von oben auf den schwarzen Hererohirten Uatjiua und den Wagenleiter, den Bergdamra Kurutamab, herab. Uatjiua ist ein echter, stolzer Herero, eine riesengroße, kräftige und doch geschmeidige Gestalt, nur mit einem Fell um die Lenden bekleidet. Er dünkt sich sicher nicht weniger als der kleinere, schmächtig gebaute Bastard. Der Bergdamra, als zu dem armen, geknechteten Stamm gehörig, macht dagegen keine Ansprüche. Es ist ihm selbstverständlich, daß auch er nie etwas anderes sein kann als ein Knecht der Eingeborenen oder der Weißen.

Auf die Frage nach seinem Namen antwortet er, indem sein häßliches, schwarzes Gesicht sich zu einem freudigen Grinsen verzieht: „Schafskopf". — „Unsinn, das ist kein Name." Noch breiter wird das Grinsen, als er in sehr gebrochenem Holländisch uns erklärt, daß er sonst Kurutamab geheißen habe, aber sein weißer Herr habe ihn „Schafskopf" genannt, und so wollte er nun gerne heißen. Der arme Kerl hatte natürlich keine Ahnung von der Bedeutung dieses Namens, ihm galt er als Ehrentitel. Wir haben ihn aber nie dabei genannt, obwohl seine Dummheit so groß war, daß wir wohl verstehen konnten, wie er zu dem Schafskopf kam. Die Weißen geben den Eingeborenen, deren Namen sie oft schwer aussprechen und behalten können, manchmal ganz unsinnige Benennungen. So lernten wir auf dieser Reise auch einen „Bierkiste" und einen „Mehlsack" kennen.

Bei dem anderen Wagen war außer dem Bastardtreiber ein Bergdamra und ein Nama. So waren bei

diesen wenigen Leuten gleich vier von den sechs Volksstämmen Südwestafrikas vertreten, es fehlte nur noch ein Ovambo und ein Buschmann. Vier Sprachen ertönten in unserm kleinen Kreise; die Bastards sprechen das Burenholländisch, mit Uatjiua redeten wir Herero, die beiden Bergdamra und die Nama schnalzten Namaqua, was die Bastards aber ebensogut verstehen, wir leider nicht. Untereinander bedienten wir uns natürlich der deutschen Sprache. Schwierig war's, uns mit Schafskopf zu verständigen, sein bißchen Holländisch war gar zu mangelhaft, und doch hatten wir gerade mit ihm am meisten zu verhandeln, weil der Leiter des Wagens zugleich der persönliche Diener für die Reisezeit zu sein pflegt. Es klang sehr drollig, wenn er sagte: „Juffrouw, Water kok." „Frau, Wasser kocht." Er war ein äußerst gutmütiger Mensch, und wir mochten ihn trotz seiner Dummheit gut leiden.

Mit neuem Mute ging es von Usab, unserer Lagerstelle, weiter; freilich fuhren wir noch immer durch die traurige Einöde, aber wir hatten uns schon besser an das Reiseleben gewöhnt. Am vierten Tag fanden wir uns endlich im Swakopflußtal in schöner Gegend, da ging uns das Herz wieder auf. Wüste war es freilich auch jetzt noch, das ganze Land ist eine Wüste zu nennen mit den kleinen Oasen angebauter Plätze darinnen. Aber es ist nicht alles solche Einöde; schön, wild-romantisch ist's auf der Weiterfahrt nach Otjimbingue, Okahandja, Otjosazu, Waterberg. Hohe Berge, wildzerklüftete Schluchten, tiefe Flußtäler — nur leider meist ohne Wasser —, in denselben prächtige, große Dornbäume mit gewaltigen Durchmesser der Äste, überall Dornbüsche, hohes Stechgras, wilde Ranken, die sich um alles schlingen, was sie erreichen können, so ist das Bild des Landes. In der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Regenzeit sprießt gutes Weidegras hervor, Blumen blühen, muntere Vöglein zwitschern in den Zweigen — genug, es ist eine ganz andere Welt gegen die Einöde beim Beginn unserer Fahrt. Leider regnet es sehr wenig in Herero- und Namaland.

Unser Reiseleben war nach dem Aufbruch von Usab in ein geregeltes Geleise gekommen. Nachts hielten wir an einer Ausspannstelle, wo sich Wasser und Weide für die Ochsen fand. Mit Sonnenaufgang wurde wieder eingespannt, vorher hatten wir alle uns an einer heißen Tasse Kaffee gestärkt, wir aßen Brot dazu, die Eingeborenen tauchten den harten Schiffszwieback ein. In der Morgenfrühe ist's auch in der Wüste am schönsten, wir gingen dann wohl dem Wagen voraus; ein guter Fußgänger hält mit den Ochsen Schritt, aber die Wege sind zu schlecht, man ermüdet bald und steigt darum lieber wieder auf, wenn die Sonnenstrahlen heißer und heißer brennen.

Wir dürfen uns nicht schöne, feste Chausseen in Südwestafrika vorstellen, nicht mal leidlich gute Landwege. Selten hat man ebenen, harten Grund; entweder geht's durch tiefen, hohen Sand oder über Steine und Felsblöcke, an denen leichter gebaute Wagen schnell zertrümmert würden, aber die schweren Ochsenwagen können schon über mächtige Klippen fahren, ohne daß sie umstürzen oder ein Rad verlieren. Natürlich kommt das zuweilen auch vor.

Um 10 oder 11 Uhr wird Halt gemacht und, womöglich unter einem großen Baum, ausgespannt zur Mittagspause. Des Hirten Amt ist jetzt wie auch abends, die Ochsen zu weiden. Der Treiber, welcher bei der Fahrt die anstrengendste Arbeit hat, darf sich ausruhen, höchstens kocht er das Essen für sich und seine Gefährten.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Ochsenleiter, also bei uns Kurutamab, hat das nötige Brennholz zusammenzusuchen, das Feuer anzuzünden, aus dem Wasserfaß einen Eimer zu füllen, und wenn es gewünscht wird, auch zu kochen. Das wünschten wir aber nicht. Als ich am zweiten Reisetage sah, wie Schafskopf mit gräßlich schmutzigen Händen das ganz verstaubte Stück Fleisch in den ebenso verstaubten Kochtopf legte, hatte ich genug und zog es vor, lieber selbst Koch zu sein. Wenn er und seine Gefährten kein Bedürfnis nach Reinlichkeit hatten, so war das ihre Sache, wir führten ja nicht gemeinsame Küche.

Von dem mitgebrachten Schlachtvieh wurde alle paar Tage ein Bock oder ein Schaf geschlachtet. Die „Padkost", wie man sagt, besteht aus gekochtem Fleisch und Reis, das bekamen die Eingeborenen, das aßen die Weißen, doch machten diese sich auch wohl Abwechslung, sogar Braten und Frikandelle. Aber meist begnügte man sich mit dem Einfachsten, um nicht zuviel Mühe zu haben. Seit dem Aufstand, wo das frische Fleisch sehr viel teurer als früher geworden ist, gibt es auf den Reisen wohl selten etwas, wenn nicht gerade ein Wild erlegt wird.

Der Kochtopf wird auf einen eisernen Dreifuß über das Reisigfeuer gestellt, einige glatte Steine genügen auch. Ist das Essen gar, so wird aufgedeckt; entweder hat man ein richtiges Reise-Klapptischchen oder es dient ein Kistchen dazu, und wenn alles fehlt, setzt man die Teller auch direkt auf den Fellteppich, den man über den Sandboden gebreitet hat, und lagert sich daneben. Weht der Wind, so ist die Abkühlung sehr wohltätig, weniger angenehm ist es, wenn er den Sand in die Kochtöpfe und auf die gefüllten Teller fegt. Man muß sich dann damit trösten, daß Sand den Magen scheuert.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Unsere Essensreste bekommt Schafskopf, der jeden Knochen mit Wonne abnagt und immer hungrig ist. Nachdem das Geschirr gespült und alles wieder in die Vorkiste verpackt ist, wird wieder angespannt und bis zum Abend gefahren, zuweilen noch einen Teil der Nacht, da man stets darauf sehen muß, eine Wasserstelle zu erreichen, und die sind nicht allzu häufig.

Es ist ein richtiges Zigeunerleben, für die von Europa kommenden Weißen nicht angenehm, aber ein in Hererolland aufgewachsenes deutsches junges Mädchen hielt die Ochsenwagenfahrt sogar für das Ideal einer Hochzeitsreise. Für Kinder ist sie fraglos ein großes Vergnügen, und ich wünschte, die Jugend unter meinen Lesern könnte einmal ihre Ferienreise statt hierzulande mit der Eisenbahn im Ochsenwagen durch die Wildnis des Hererolandes mit mir machen. Ich bin überzeugt, das würde für die meisten ein Hauptspaß sein, vorausgesetzt, daß die Sonne ihnen nicht gar zu heiß scheint. Die dort geborenen weißen Kinder machen sich daraus nichts.

Beim Einspannen wollen die Knaben stets gerne helfen, sie jagen die Ochsen herbei und passen auf, daß diese nicht wieder fortlaufen, was sie nur allzu gerne tun. Natürlich sitzen die Buben am liebsten bei dem Treiber auf der Vorkiste; sie unterhalten sich ganz sachverständig mit ihm über die Tugenden oder Untugenden der einzelnen Ochsen, merken genau, wenn einer seine Pflicht nicht tut im Ziehen und rufen ihn ermahnend beim Namen. Jeder Zugochse hat, wie hier das Pferd, seinen Namen, auf den er auch hört. Wir hatten in unserem Gespann einen „Deutschland", „England", „Holland", „Finnland", „Rußland" u. s. f., also recht geeignet, den Kindern bei Gelegenheit der Fahrt zu erzählen von diesen Ländern Europas.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Zur Abwechslung springen die Kinder auch neben dem Wagen her, finden allerlei Interessantes an Gewächsen, Steinen, Vogelfedern, was ihrer Sammlung einverleibt wird. Welch ein Jubel, wenn eine Herde der hübschen Springböcke sich zeigt oder eine Schar Perlhühner. Doch da schleicht ein Reineke Fuchs diesen nach, schon glaubt er ein Huhn zu erschnappen, da schwingt sich die ganze Schar schreiend auf, sie haben den Feind geahnt; verdutzt und enttäuscht schaut Reineke ihnen nach. — Aber was ist denn das für ein Ungetüm auf jenem Baum? Von ferne sieht's wie ein Drache aus. Beim Näherkommen zeigt es sich als ein Riesennest der Gesellschaftsvögel. Andere Bäume scheinen eine Menge birnenförmiger Früchte zu tragen. Es sind aber kleine, zierliche Vogelnestchen, die an den äußersten, schwanken Zweigen hängen, wo sie ihren Bewohnern, den Webervögeln und Finken ziemlich sichern Schutz bieten vor den nachstellenden Schlangen.

Am herrlichsten ist's aber für die Kinder, wenn ausgespannt ist. Da helfen sie dem Hirten die Ochsen tränken oder sie holen Brennholz und unterhalten das Feuer. Sind mehrere Wagen abends zusammen und es flackern eine ganze Reihe Reisigfeuer auf, so sieht das prächtig aus in der Wildnis unter dem afrikanischen Sternenhimmel. Ich mußte dann immer an Geibels Gedicht, „die Zigeuner" denken, welches anhebt:

„Im Schatten des Waldes, im Buchengezweig,
Da regt sich's und raschelt und flüstert zugleich."

Freilich gibt's in Südwestafrika, wie schon erwähnt wurde, keine Buchen, sondern nur Dornbäume. Nimmt man einen Zweig und flicht ihn zusammen, so hat man eine Dornenkrone. Das einfache Mahl schmeckt im Freien den Kindern besonders gut, und der Mangel eines ge-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

deckten Tisches, der den Eltern unangenehm ist, erhöht das Vergnügen für die Jugend. Gar zu gern hocken sie dann noch mit den Eingeborenen an deren Feuerstelle hin und hören zu, was die sich für Geschichten erzählen, z. B. von dem Pavian, der sich in die Herde schleicht und den Ziegen die Milch austrinkt, sich dann auf einen Bock schwingt und darauf fortreitet.

Außer in den dortigen Wintermonaten Juni und Juli sind die Nächte warm oder doch milde, in der heißesten Zeit bleibt man am liebsten im Freien, und viele Weiße pflegen wie die Eingeborenen nur in eine Decke gehüllt unter dem Wagen zu schlafen oder sonst auf einem Feldbett. Die Kinder nimmt aber die Kattel im Wagen auf; zuweilen hat man hinter der großen noch eine Kinderkattel. Von dem ständigen Aufenthalt im Freien müde, schlafen die Buben und Mägdlein süß und lassen sich weder durch das Gebrumme der Ochsen, die mit Riemen an nahe Bäume oder an die Wagendeichsel gebunden werden, noch von dem Geheul der Schakale, dem Geschrei des wilden Pfaus oder des Pavians stören, wodurch die Erwachsenen oft wachgehalten werden. Die Schakale umstreichen fast allnächtlich den Lagerplatz, sie haben es auf die Schafe und Ziegen abgesehen. Seltener ist es jetzt, daß eine Hyäne oder ein Leopard die Reisenden bedroht, aber zur Sicherheit ist es doch gut, ein Gewehr beim Wagen zu haben, um solche Störenfriede durch einige Schüsse zu vertreiben. Sind geschickte Schützen da, so erlegen sie auch wohl ein Raubtier oder wenigstens einen Springbock, dessen Fleisch einige schöne Braten liefert und dessen Fell, wie das des Schakals, geschätzt wird.

Auf der Reise von Walfischbai nach Otjimbingue fuhren wir durch völlig menschenleere Gegend, nirgends

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

fanden wir Ansiedelungen von Weißen oder Schwarzen. Nur einmal trafen wir mit einer Gesellschaft Bastards zusammen, die mit mehreren Wagen hier zur Jagd waren. An einer verlassenen Missionsstation, Salem genannt, führte unser Weg vorbei. Es ist eine schöne Oase in der Wüste und nun seit mehreren Jahren von deutschen Ansiedlern in Beschlag genommen, die dort Gemüse ziehen und nach Swakopmund zum Verkauf schicken.

In Ermangelung eines anderen Fahrweges mußten wir zeitweise im Flußbett des Swakop fahren und wohl an sechsmal dasselbe kreuzen, je nachdem an einem der beiden Ufer ein leidlich fahrbarer Weg war. Natürlich ist das furchtbar mühsam in dem tiefen Flugsand, und fährt man in der Regenzeit, so ist man dabei in der größten Gefahr, daß der Fluß ganz plötzlich mit haushohen Wellen herabkommt, wenn es weit oben im Lande stark geregnet hat. Welch ein Entsetzen hat schon manchesmal der Ruf „Der Fluß kommt!" verursacht. Oft ist es unmöglich, mit dem Wagen noch aufs Ufer zu kommen. Schon wälzt sich ein wilder Strom herbei. Haben die Wagenleute Geistesgegenwart, so schneiden sie schnell die Riemen, mit denen die Ochsen am Joch befestigt sind, durch, so daß diese sich mit den Menschen ans Ufer retten können. Leider geschieht es aber nicht selten, daß die Ochsen mitsamt dem Wagen weggerissen werden von den Fluten und daß auch Menschenleben dabei zugrunde gehen. Mehrere zertrümmerte Wagen im Flußbett erinnerten uns an die Gefahr, in der wir standen, und wir horchten stets, ob wir nicht das Rauschen des nahenden Wasserstromes hörten, doch wir blieben gnädig bewahrt.

Aus dem Flußtal geht es dann wieder über halsbrecherische Bergeshöhen, über so gewaltige Steinblöcke, daß man meint, der Wagen müsse umschlagen. Schlimm

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ist's schon bergauf, aber schrecklich, wenn das lange Gespann nun den Berg hinabsaust. Wird da nicht von verständiger Hand gerammt, so stürzt der Wagen auf die Ochsen. Die Weißen steigen meist an den schlimmsten Stellen ab und gehen zu Fuß hinterher, man muß sich sonst mit aller Macht anklammern an die Seitenwände, um bei solch jäher Abfahrt nicht herausgeschleudert zu werden. Angstvoll ruft man den Kindern zu: „Haltet euch fest!" wenn man merkt, daß es wieder abwärts geht, denn wenn man auf dem Bett sitzt, sieht man zu wenig auf den Weg und kann nun nicht mehr aussteigen. Es sind manchmal Kinder bei solcher Niederfahrt herausgestürzt vor die Wagenräder und überfahren worden. Auch die Sachen, welche lose auf dem Bett liegen, fliegen mit Vorliebe hinaus, und das Geschirr und die Eßwaren in der Vorkiste werden, wenn nicht sehr fest zwischen Tücher verpackt, gewaltig durcheinandergerüttelt. Porzellan nimmt man darum besser nicht mit, sondern emailliertes Geschirr.

Auch kleinere Schwierigkeiten gibt es beständig zu überwinden; da hat sich z. B. ein großer Baumstamm quer über den Weg gelegt, der weggeräumt werden muß, dann fährt der Wagen einmal gegen einen Baum oder so tief in die Dornbüsche, daß sie erst umgehauen werden müssen, ehe man weiter kann. Die Ochsen laufen mit Vorliebe nachts fort, und es vergehen Stunden, ja Tage, ehe man sie wiederfindet. So gibt es allzu leicht unfreiwilligen Aufenthalt.

Unsere Fahrt verlief ziemlich günstig, und nach acht bis neun Tagen erreichten wir Otjimbingue, eine der ältesten Missionsstationen des Landes. Dort ruhten wir im Kreise der Freunde einige Tage aus und fuhren dann weiter zu unserer Station Otjosazu, die noch ein gut Stück weiter im Innern des Landes liegt.



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Über Otjimbingue mußte damals fast jeder Wagen ins Innere fahren. Das ist aber anders geworden, als um 1900 die Eisenbahn gebaut wurde. Wegen der großen Geländeschwierigkeiten wurde sie nicht über Otjimbingue geführt, sondern ziemlich weitab über Karibib, einem bis dahin fast unbekannten und unbewohnten Ort. Dadurch verlor Otjimbingue seinen Wert für die Kaufleute. Diese siedelten meist nach Karibib über, ebenso die Abteilung der dort stationierten Schutztruppe. Otjimbingue blieb nun wieder den Eingeborenen und der Mission, während Karibib in wenigen Jahren zu einem ansehnlichen Städtchen der Weißen emporwuchs.

Der Baiweg wird seither so gut wie gar nicht mehr benutzt. Im Jahre 1899 haben wir nochmal alle Leiden und Freuden einer Ochsenwagenreise nach der Küste durchlebt, da ist es uns nun ganz wunderbar, die Fahrt wieder hinauf ins Land bis Karibib statt in 10—12 Tagen jetzt in einem Tag mit der Eisenbahn zu machen. Man fragt sich unwillkürlich, ob man wirklich in Südwestafrika ist. Die Vorzüge der Bahnfahrt sind groß, wenn es auch nicht an Schattenseiten fehlt.

Zunächst haben wir uns nicht mehr nach den Herren Ochsen zu richten, dafür aber nach der Uhr. Das muß man erst wieder lernen, bisher bestimmten w i r ja die Zeit des Aufbruchs, und unsere Uhren stellten wir vor oder nach, wie es uns gerade paßte. Wir haben uns auch nicht um eingeborene Wagenleute zu kümmern, und wie wir sie beköstigen; nicht mal für uns selbst brauchen wir uns Speise mitzunehmen, einige Erfrischungen genügen, denn auf Station Jakalswater steht das telegraphisch vorausbestellte Mittagessen für die Reisenden schon bereit, und auf einer späteren Station der Nachmittagskaffee mit Butterbrot.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Oravi-Bahn, etwa 3 Meilen von Usakos.

Auf jeder Station ist ein Aufenthalt von 10 Minuten, da steigt man gerne aus, um die Glieder wieder beweglich zu machen. Sie werden einem sonst ganz steif bei der langen Fahrt. Furchtbar heiß wird es gegen Mittag, man meint, ersticken zu müssen.

Auf der ersten Strecke von Swakopmund aus drückt auch hier die trostlos öde Gegend das Gemüt der frisch aus Deutschland Kommenden so sehr nieder, daß manche am liebsten gleich wieder Afrika den Rücken kehrten. Doch mit der Bahn braucht man ja nicht Tage, sondern nur Stunden, bis man das Schlimmste hinter sich hat. Kommt man dann in das Tal des Khanflusses, so überwältigt einen schier die Großartigkeit der dortigen Gebirgswelt. Das Tal ist so eng, daß es vom Flußbett ganz ausgefüllt wird, so blieb nichts übrig, als die Eisenbahnschienen auf den Sand desselben zu legen. Das erscheint zunächst verwunderlich, aber in Südwestafrika haben die Flüsse ja auch nur ausnahmsweise Wasser; fließt der Khan wirklich einmal, so wird wohl Schaden angerichtet am Bahngeleise, aber dieses konnte doch immer schnell wiederhergestellt werden.

Man fährt von Swakopmund morgens zwischen 6 und 7 Uhr ab, erreicht abends 9 Uhr Karibib, wo man die Nacht bleibt. Am andern Morgen früh geht's weiter über Okahandja nach Windhuk, das man am späten Abend erreicht. Nur ein-, später zweimal wöchentlich ging ein Personenzug hinauf ins Land und hinunter zur Küste. Wer an anderen Tagen fahren wollte, mußte den Güterzug benutzen, der aber doppelte Fahrzeit brauchte.

Wegen der nur 65 cm betragenden Spurweite des Geleises benutzt man Wagen mit Längssitzen, ähnlich denen der Straßenbahnen. Die Plattformen vorne und hinten sind aber noch größer und haben je fünf Sitzplätze.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Morgens früh und gegen Abend hält man sich gern dort auf. Zu dem schmalen Geleise gehört auch eine kleine Lokomotive, die kann natürlich nicht so viel ziehen wie eine große, und so besteht ein Personenzug aus nur drei Wagen, einer 1. Klasse, einer 2. Klasse und einem dritten Wagen für das Gepäck der Reisenden. Diese drei genügten damals völlig, auf den Notfall fanden einige Leute auch noch im Güterwagen Platz.

Die Fahrt hinauf ins Land wird der Eisenbahn fast ebenso sauer wie den Ochsen, sie hat auch manche sehr starke Steigungen zu überwinden, und es kann nicht wundernehmen, wenn der kleinen Maschine zuweilen der Atem ausgeht. Es kommt vor, daß sie zur letzten Station zurückfährt, um dann mit frischem Dampf ausgerüstet nochmal den Anlauf zu wagen und glücklich über den Berg zu gelangen. Sie macht es auch wohl ähnlich wie wir damals in den Sanddünen, es werden einige Wagen losgekoppelt, die eine Hälfte erst auf die Höhe gebracht und hernach die anderen geholt.

Ganz wunderhübsch sind fast alle Bahnhöfe, selbst die der kleinen Orte, wo kaum Personenverkehr ist, und die der großen Stationen setzen den Reisenden geradezu in Erstaunen durch ihre Großartigkeit.

Schon nach wenigen Jahren genügte die Bahn für den wachsenden Verkehr nicht mehr, und es wurde eine zweite Strecke nach Otavi zu den Kupferminen mit verschiedenen Abzweigungen gebaut. Neue Pläne sind im Werke, um den Norden mit dem Süden des Landes zu verbinden; aber bis erst das ganze große Südwestafrika von Eisenbahnlinien durchzogen ist, wird man auch den Ochsenwagen noch als Verkehrsmittel nötig haben.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

4. Kapitel.

# Was für Menschen sind unsere schwarzen Landsleute?

Auf unserer Ochsenwagenreise haben wir schon ein wenig ihre Bekanntschaft gemacht; nun müssen wir sie auch näher kennen lernen.

Wir hörten von sechs verschiedenen Eingeborenenstämmen. Im Norden finden wir die Ovambo, im Süden die Nama und im Herzen des Landes die Herero. Die drei anderen Völkerschaften sind nur klein. Die Bastards wohnen bei Rehoboth, auf der Grenze der Herero und Nama, und zwischen den Herero die Ureinwohner des Landes, die Bergdamra und Buschleute. Auch die Sprachen dieser Völker sind verschieden und zum Teil sehr schwer für den Europäer zu erlernen. Früher brauchten die Missionare doch nur eine derselben zu sprechen. Seit dem Aufstand 1904 sind die Völkerstämme des Landes aber so durcheinander gewürfelt, daß die Missionare alle Sprachen beherrschen müßten, um mit jedem, der in ihrem Bezirk wohnt, in dessen Muttersprache reden zu können. Die übrigen Weißen suchen darum die deutsche Sprache bei den Eingeborenen einzuführen, und es wird auch kaum noch lange währen, bis man sich mit allen jüngeren Leuten deutsch unterhalten kann.

Während die Herero, Ovambo und Bergdamra Neger sind von hohem, stattlichem Wuchs und schwarzbrauner

Eine Gruppe Namas.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Farbe, zeigen die Nama eine kleinere, schmächtige Figur und gelbbraune Haut. Die Bastards haben zum Teil eine recht helle Farbe, kleiden sich auch nett, sind klug und geschickt und machen also nicht mit Unrecht Anspruch darauf, wie unser Wagentreiber Jan de Clerk, weit über den anderen Völkerschaften Südwestafrikas zu stehen. Die Buschleute sind schmutzig gelb und ganz besonders häßlich. Sie sind so auffallend klein, daß man völlig Erwachsene oft für Kinder hält. Abgesehen von den Bastards stehen alle Völkerschaften Südwestafrikas auf einer sehr niedrigen Kulturstufe, ganz besonders tief die Buschleute. Und doch scheinen gerade diese früher auf höherer Stufe gestanden zu haben, denn ihre Zeichnungen von Menschen und Tieren, die sie in Felsen einritzten, zeugen von einer kunstfertigen Hand und einer gewissen Intelligenz.

Die Herero, als Herdenbesitzer, zogen mit ihrem Vieh im Lande umher, um Weide zu suchen, wie einst Abraham und Lot im Lande Kanaan. Ihr ganzes Interesse bezog sich aufs Vieh, und sie verstanden auch fast nichts als ihre Viehzucht, aber diese auch ausgezeichnet. Früher schnitzten sie noch einfache hölzerne Milcheimer, Löffel und dergleichen. Seit die weißen Händler aber Blechschüsseln, Löffel, Eimer und dergleichen brachten, gaben sie das auf.

Die Bergdamra — soweit sie nicht auch etwas Vieh besitzen — waren die Knechte und Hirten der Herero, und die Buschleute leben von der Jagd.

Bei den Ovambo, welche neben der Viehzucht auch etwas Ackerbau treiben, finden wir eine größere Handfertigkeit. Sie flechten schöne Körbe und Matten. Letzteres verstehen auch die Namafrauen. Diese Matten dienen ihnen zur Bedeckung ihrer Hütten und gehören gleichsam zur Aussteuer eines Namamädchens, wenn es heiratet.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Bilder der verschiedenen Volksstämme, insonderheit der Herero.

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main
DFG

Ebenso nähen sie ganz kunstvoll Wildfelle zu Teppichen und Mänteln.

Die Nama, von den Buren auch Hottentotten genannt, sind geschickte Jäger, die manche Antilope und anderes Wild erlegen; daneben treiben sie auch Viehzucht, aber sie lieben und besorgen ihr Vieh nicht annähernd so wie die Herero. Sie hielten es für bequemer, die schönen Ochsen und Kühe der Herero zu rauben, und führten bei solchen Raubzügen womöglich die Hirten auch mit fort, damit sie ihnen das Vieh hüteten und gut versorgten.

Von richtiger Arbeit halten die Nama nichts, und wenn man sie dazu heranziehen will, weisen sie auf ihre kleinen Hände und Füße als Beweis, daß Gott sie nicht zur Arbeit erschaffen habe. Die Herero sind, obwohl sie nicht den gleichen Grund angeben können, darin mit ihren Erbfeinden gleicher Meinung. Früher machten sie sich sogar lustig über das fleißige Arbeiten der Missionare und deren Frauen. „Wir wollen uns doch nicht den Rücken krumm arbeiten wie ihr," so sagten sie. Jetzt freilich werden sie danach nicht gefragt; ob sie wollen oder nicht, sie müssen arbeiten.

Im weiteren möchte ich hauptsächlich von den Herero erzählen, da wir unter diesen lange Jahre gelebt haben und sie am genauesten kennen.

Sie haben eine Sage, daß ihre Stammeltern aus einem Baum, dem omumborombonga, entsprungen sind. Sie hießen Mukuru und Kamangurunga und waren ursprünglich weiß. Aber zur Strafe für ihre Sünden übergoß Gott ihren ersten Sohn mit schwarzer Farbe. Übrigens sind die kleinen Hererokinder bei ihrer Geburt ziemlich hell und werden erst nach einigen Wochen so dunkel wie ihre Eltern.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wie alle Neger haben die Herero wolliges Kraushaar, dicke Lippen, hervorstehende Backenknochen und breite, platte Nasen. Anfangs, als ich ins Land kam,

Ovambos.

erschienen mir alle Leute gleich häßlich, aber allmählich merkte ich doch einen Unterschied. Kinder und junge Leute können verhältnismäßig ganz nett aussehen mit den

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

strahlenden schwarzen Augen, aber je älter, um so häßlicher wird der heidnische Neger. Die alten Heiden, Männer und Frauen, bekommen große Ähnlichkeit mit den Affen, dagegen sehen alte Christen oft recht ehrwürdig aus. Das macht: ihr Gesicht hat durch den Geist Gottes, der in ihren Herzen wohnt, ein ganz anderes Gepräge bekommen.

Von Natur sind die Herero gerade so wenig liebenswert wie die anderen Eingeborenen Südwestafrikas, sie sind hochmütig, voll Lug und Trug, bettelhaft, schmutzig und faul. Sie können auch sehr grausam gegen ihre Feinde sein. Auf die weißen Leute sahen sie, die stolzen, freien Herdenbesitzer, sehr herab. Sie dachten, das müßten arme Schlucker sein, die daheim nichts zu essen hätten und nun etwas von ihrem Viehreichtum abhaben wollten. Weil sie Arbeit nur für Knechte passend und für sich ganz unter ihrer Würde hielten, konnte man sie nur schwer dazu heranziehen. Dabei waren sie aber durchaus nicht zu stolz zu betteln, und die Reichsten und Vornehmsten bettelten am meisten. Anfangs empörte mich das von solchen Leuten sehr, den Armen gab ich ja gerne. Ich wurde aber belehrt, daß diese ovahona, die Herren und Vornehmen, uns eine Ehre damit antun und sagen wollten: „Ihr habt mehr Sachen wie wir." So war es auch nicht schlimm, wenn man ihre Bitte abschlug. Um Vieh würden die Reichen uns auch nie angebettelt haben.

Noch schwerer war mir ihre Unehrlichkeit und Unwahrhaftigkeit zu tragen, besonders, da sie von sich aus auf uns schlossen und immer geneigt waren, unseren Worten auch nicht zu glauben. Die Lüge ist dem heidnischen Herero zur zweiten Natur geworden. Mit keinem Wort sind sie, auch schon die jüngeren Kinder, so schnell bei der Hand als mit dem: „Du lügst". Kommt jemand

von einer Reise, so heißt's: „Erzähle". Oft sagt er: „Ich weiß nichts." — „Nun, dann lüge uns doch etwas vor," ist der Vorschlag. Das wird dem Herero auch gar nicht schwer. Alle möglichen erdachten Geschichten trägt er vor und findet gerade so dankbare Zuhörer, als wenn er wirklich Erlebtes berichtete.

Höchst selten kann man auch eine direkte Antwort auf eine Frage erhalten. Ich frage z. B. jemanden: „Wer ist jener Mensch?" Antwort: „Weiß ich es denn? Kenne ich ihn denn?" selbst wenn er es ganz gut weiß. Nie würde er eine Schuld zugeben, auch wenn sie offen zutage liegt. Interessant ist's, wenn man einen Herero des Diebstahls überführen kann. Er sagt dann mit der treuherzigsten Miene: „O Lehrer, du hattest das Ding nicht gut aufgehoben; ich dachte, es könnte dir gestohlen werden und nahm es an mich, um es dir zu verwahren."

Für Reinlichkeit haben die Herero wenig Sinn. Es mag mit davon herrühren, daß es so wenig Wasser im Lande gibt, und daß auch dieses noch mühsam geschöpft werden muß. Dazu kommt bei allen Negern eine sehr übelriechende Ausdünstung, die für Europäer äußerst unangenehm ist. Bei unserm Arbeiter Uatjiua, unserm Begleiter auf den Ochsenwagenreisen, war sie besonders schlimm. Wenn er sich in unserer Küche hinsetzte, um seine Mahlzeit zu verzehren, mußte ich ihm oft sagen: „Uatjiua, setze dich draußen hin, ich kann deinen Geruch nicht aushalten." Das nahm er mir nicht übel, sondern ging mit seiner Schüssel ruhig hinaus. Das Fett, womit sie ihren Körper regelmäßig einsalben, ist oft ranzig, was natürlich ihren Geruch auch nicht verbessert. Aber selbst die Christen meinten, sie könnten das nicht entbehren, ihre Haut würde sonst zu spröde.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ihre Fellkleidung wird natürlich nicht gewaschen. Jahraus, jahrein, bis sie verschlissen ist, bedeckt sie den Körper, und was noch brauchbar ist beim Tode des Eigentümers, vererbt sich auf die Nachkommen. Wir haben viele heidnische Kleidungsstücke und Schmucksachen mit nach Deutschland gebracht, aber im Zimmer kann man sie jetzt, nach Jahren, noch nicht aufhängen wegen ihres Geruches. Unsere Tochter versuchte einiges mit Seifenlauge zu scheuern, aber weder die dicke Schmutzkruste, noch der Gestank wurden dadurch entfernt. Die Herero selbst finden ihren Geruch wunderschön. Wenn die alten Heiden uns zutraulich ihre von Dreck und Kuhmist starrende Hand zum Gruße boten, berührten wir solche nur mit einem Finger und sagten scherzend: „Wir Weißen lieben den Schmutz nicht," dann lachten sie gutmütig und riefen: „I, i, otjotjiri" = „Ja, ja, so ist es."

Jüngere Leute auch unter den Heiden waschen sich aber doch bisweilen. Kommen sie z. B. zu einem Wasserloch, um Wasser zu schöpfen, so benutzen sie die Gelegenheit, sich die nackten Beine, sowie Kopf und Hände zu waschen. Mit diesem so verunreinigten Wasser füllen sie dann ihren Eimer, um in der Werft damit zu kochen. Ein Glück nur, wenn sie, wie häufig auf Reisen, dies Wasser nicht auch den weißen Leuten bringen. Mit Entsetzen erfüllte es mich anfangs, wenn wir das Spülwasser von unsrer Wäsche in einen Graben ausgossen und die vorübergehenden Herero legten sich darüber und schlürften es mit Wohlbehagen. Wenn ich dann rief: „Tut das doch nicht, es ist ja Waschwasser," so antworteten sie: „omaua tjinene" = „es ist sehr schön." Später ließ ich ihnen das Vergnügen, ohne mich weiter darüber aufzuregen.

Die Getauften werden natürlich von den Missionaren zu größerer Reinlichkeit angehalten. Ihre Zeugkleidung,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die sie jetzt tragen, waschen sie meist am Samstag, um am Sonntag frisch zur Kirche zu kommen. Der Samstag hat bei den Hererochristen den Namen: „ejuva roviungura“ = „Tag der Arbeit“ bekommen. Wenigstens für die Frauen ist er das, da sie dann ihre Kleider waschen, ihre Hütten fegen und mit frischem Kuhmist schmieren. Wenn sie nicht für Weiße arbeiteten, genügte früher wirklich dieser eine Wochentag zur Arbeit. Sonst hatten sie nur zu melken, Brennholz zu holen, auch etwa Feldkost zu suchen und von Zeit zu Zeit neue Hütten zu bauen. Die Männer tränkten morgens das Vieh, und wenn dann ihre Söhne und Knechte es auf die Weide trieben, konnten sie bis zum Abend vor der Tür ihrer Hütte ihr Pfeifchen rauchen und schwatzen. Sie hatten also wirklich nichts Wesentliches zu tun, und so darf man es ihnen nicht so sehr zum Vorwurf machen, daß sie von Natur faul sind. Die Missionare haben sich bis auf den heutigen Tag redlich bemüht, sie an die Arbeit zu bringen; der Erfolg war auch nicht gering.

Nun darf man aber ja nicht denken, die Herero hätten nur schlechte Eigenschaften. Im Gegenteil. Sie sind gutmütig, freundlich und sehr gastfrei, sogar gegen die Weißen. Sie teilen stets miteinander. Gibt man jemandem eine Schüssel mit Essen, und es stehen andere Leute in der Nähe, so geht sie von Hand zu Hand, damit jeder einen Löffel voll mitbekommt. Es war uns das oft sehr ärgerlich bei unsern Dienstleuten; denn wenn sie selbst kaum etwas mitkriegten von ihrer Kost, so leisteten sie natürlich auch herzlich wenig. Unsere Hausmädchen mußten deshalb bei uns im Zimmer, auf dem Boden hockend, essen. Aber selbst da hieß es, genau aufzupassen, daß nicht doch ein Stück Brot oder Fleisch hinter der Schürze verschwand, um den draußen herumlungernden

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Verwandten oder Freundinnen zugesteckt zu werden. — Die Pfeife wandert von Mund zu Mund. Den Hut oder die Jacke hat heute dieser, morgen jener, übermorgen ein dritter an. Keiner mag dem andern etwas abschlagen. Mancher zieht mehrere Hosen oder Hemden übereinander an, um sie für sich zu halten, denn was er nicht am eignen Leibe hat, kann er nach der Meinung seiner Freunde natürlich entbehren und ihnen geben.

Kommt ein anständiger Weißer auf seiner Reise in eine Hererowerft, so wird er gastlich aufgenommen. Man bietet ihm einen Lagerplatz an, Wasser für sein Vieh, Holz zum Feuer und Dickmilch für ihn selbst und seine Leute. Freilich, wenn der Reisende nicht gar zu hungrig oder durstig ist, wird er die Milch dankend ablehnen, denn aus den schmutzigen Gefäßen der Herero zu trinken, ist nicht gerade verlockend. Man schließt beim Trinken am besten die Augen, um den Schmutz wenigstens nicht zu sehen. Es geschieht nicht selten, daß sich ein Weißer im Felde verirrt. Jeder Herero, der ihn trifft, hilft ihm wieder zurecht, labt ihn mit Milch, wenn er sie hat, oder bringt ihn zum Wasser. Ich selbst wurde, als ich mich auf einer Reise verirrt hatte, sehr freundlich von einem heidnischen Herero zum Ochsenwagen zurückgeleitet, ohne daß er Bezahlung forderte. Mit unseren Kindern pflegte ich Sonntags oft größere Spaziergänge zu machen. Begegnete uns dann in tiefster Wildnis und Einsamkeit ein nackter Heide mit seinem Kirri, der Keule, in der Hand, so hätte man sich wohl ängstigen können; aber ich wußte sehr wohl, daß kein Herero einer weißen Frau etwas tun würde, mochte er noch so wild dreinschauen. Ja, wenn nicht immer die Gefahr des Verirrens gewesen wäre, hätte ich dort viel ruhiger große Wanderungen machen können als hierzulande, wenigstens in Friedens-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zeiten. Wochenlang konnte ich, wenn mein Mann verreist war, ganz allein unter den Herero auf unserer Missionsstation sein; vor den Schwarzen brauchte ich mich sicher nicht zu fürchten. Im Gegenteil, wäre es nötig gewesen, würden sie mich beschützt haben. In der Zeit des Aufstandes war das alles natürlich anders, aber auch da haben die Herero keine Missionsleute angetastet, und wenn einige weiße Frauen mit ihren Männern ermordet wurden, so ist das nicht die Absicht der Eingeborenen gewesen. Dagegen haben die Hererochristen die Frauen und Kinder der ermordeten Händler und Farmer zu den Missionaren gebracht, damit diese ihnen Unterkunft gewährten.

Auch an Dankbarkeit fehlt es bei den Heiden nicht, wenn man andrerseits auch viel Undank geerntet hat. Bei den Christen unserer Gemeinde haben wir solche Beweise von Liebe, Anhänglichkeit und Dankbarkeit erfahren, wie es bei weißen Leuten kaum schöner der Fall ist. An Licht in der Finsternis fehlt es also in Hererolland nicht völlig.



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

5. Kapitel.

# Freie Herren und doch Knechte der Furcht.

Die Herero beten ebensowenig wie die anderen in Südwestafrika lebenden Völkerstämme Götzen an. Sie glauben an einen unsichtbaren Gott und haben Ahnenverehrung. Vor Gott haben sie gar keine Scheu, denn dieser tut nach ihrer Meinung ihnen nur Gutes. Dagegen fürchten sie ihre Ahnen und brachten ihnen früher viele Opfer dar. Trotzdem hatten sie beständig Sorge, ob ihre „ovakuru" auch zufrieden wären mit den Opfern der besten und schönsten Ochsen, ob nicht doch dieses oder jenes versehen sei, weshalb sie zürnen möchten. Die Zauberer mußten dabei die Vermittler spielen und hatten natürlich ihre guten Einnahmen.

Groß war und ist auch die Gespensterfurcht der Herero. Sie sind überzeugt, daß die im Leben besonders schlechten Leute nach ihrem Tode als Gespenster im Dunkel der Nacht umhergehen, um den Überlebenden Böses zuzufügen. Um dies nach Möglichkeit zu verhüten, wird den Gestorbenen das Rückgrat zerhauen, denn nach dem Glauben der Herero befindet sich in demselben die Seele, die erst herauskriechen muß, wenn der Tote nicht zum Gespenst werden soll. Der Kopf wird ihm zwischen die Beine gesteckt, die Knie angezogen und der Leichnam mit Riemen zusammengebunden, daß er wie ein formloser Klumpen erscheint. Eine so zusammengebundene Leiche

ist keine zwei Fuß lang. Trotz all dieser Vorsichtsmaßregeln haben sie aber nach wie vor Angst vor einer Gespenstererscheinung.

Dazu kommt ein schrecklicher Aberglaube, der aus allem Grund zur Furcht schöpft. Da braucht nur in der Nacht ein Ochse absonderlich zu brummen, eine Eule zu schreien, gleich ist das ganze Dorf in Aufruhr und fragt die Zauberer, was für ein Unglück dadurch wohl angezeigt werden solle.

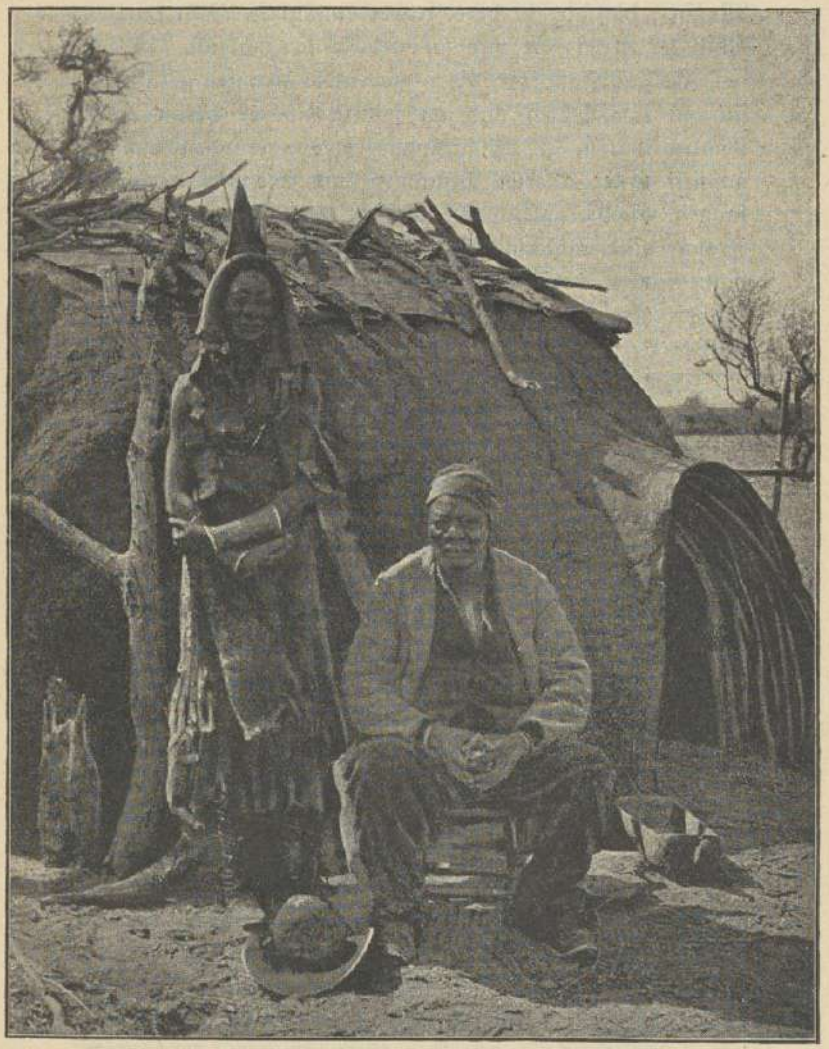
So kamen einmal die Leute unseres Dorfes ganz aufgeregt zu uns und brachten ihre Kleiderkisten und andere Sachen gleich mit, bittend, daß wir sie ihnen verwahren möchten. Die Namas seien im Anzug und würden sie ausrauben, aber beim Missionar stünden ihre Sachen sicher. Mein Mann fragte, woher sie denn wüßten, daß Feinde in der Nähe wären. Ja, der und der hätte die Nachricht gebracht. Als er nun weiter nachforschte, verhielt sich die Sache so: Kahimemua, ein heidnischer Häuptling, hatte in der Nacht zuvor einen „heiligen" Ochsen brummen hören. Gleich rief er die Zauberer, und diese erklärten, es bedeute, daß die Nama kämen und wie schon so oft plündern und morden würden. Aber kein Nama ließ sich sehen, und die Herero holten sich die Kisten nach einigen Tagen wieder und lachten selbst über ihre Angst.

Ein andermal, als die Herero wirklich im Kampf gegen die Nama standen und anderen Tages ein Gefecht vorauszusehen war, bekam ein Häuptling im Feldlager ein Gesichtszucken. Das mußte natürlich etwas bedeuten. Der Zauberer, welcher den Kriegszug begleitete, wußte auch gleich die Ursache. Mit unheilverkündender Stimme erklärte er, in dem morgenden Kampf werde einer der Großleute der Herero fallen. Was war die Folge? Sie

ließen es nicht zum Gefecht kommen; noch in derselben Nacht eilten sie heimlich nach Hause, und die Nama waren am anderen Morgen sehr erstaunt, daß der Feind nicht mehr da war.

Die Zauberer spielten bei den Herero eine große Rolle und hatten natürlich Interesse daran, den Geisterglauben recht lebendig zu erhalten. Sie wußten sich auch mit ihrer Zauberkunst so wichtig zu machen, daß die Herero sich nicht nur vor ihren Ahnen und den bösen Geistern beständig ängstigten, sondern kaum weniger vor den Zauberern und ihren Zaubermitteln, mit denen sie die Leute — wie diese sicher annahmen — bezauberten. Schon allein diese Einbildung ließ sie erkranken, hinsiechen und sterben. Ebenso ging es, wenn einer den andern verflucht hatte. Man glaubte so fest an die Wirkung des Fluches, daß oft genug der Betreffende davon starb. Um dem zu entgehen, kamen manches Mal Leute zur Missionsstation, denn davon waren auch viele Heiden überzeugt, daß Gottes Wort mächtiger sei als die Zauberer und der Menschen Fluch.

Die Zauberer sind bei den Heiden zugleich die Ärzte oder Medizinmänner. Sie kennen eine Menge Kräuter und Wurzeln als Heilmittel, und die alten Herero sahen in jeder Krankheit eine Bezauberung oder Vergiftung, gegen die sie bei den Medizinmännern Hülfe suchten. Diese benutzten ihre Kenntnisse vielfach zu Giftmischereien, um solche Personen, die dem Häuptling oder anderen Großleuten oder auch ihnen selbst unbequem waren, aus dem Wege zu räumen. Natürlich ließen sie sich für ihre Dienste von ihren Auftraggebern stets einige fette Schafe verehren. Aus den Eingeweiden eines geschlachteten Tieres konnten sie die Krankheit ihrer Patienten erkennen und auch allerlei Ereignisse voraussagen. So ist es kein



Kahimemua mit seiner Frau vor seiner Hütte.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wunder, daß die Zauberer früher eine große Rolle spielten. Man brauchte sie und fürchtete sie zugleich.

Es gab Zauberer, die — zu einem Kranken gerufen — sich zu ihm setzten und an seinem Körper herumrochen. Endlich hatten sie die schlimme Stelle gefunden und begannen unter allerlei Brummen und Stöhnen daran zu saugen, bis sie zuletzt eine Nadel, ein Stück Eisen, einen Frosch, eine Schlange oder einen Skorpion ausspien und dann schnell verscharrten. Zu solcher Heilmethode gaben sich die Kranken aber nicht gerne her, denn nur allzuoft starben sie doch.

Einen besonderen Rang unter den Zauberern nahmen die Schlangenbeschwörer ein. Dazu diente ihnen die ondara, eine sehr große Schlange. Ihr Atem ist so giftig, daß ein von ihr angehauchter Mensch dick anschwillt, oft auf der Stelle ohnmächtig wird und erst nach geraumer Zeit wieder zu sich kommt. Glücklicherweise scheut sie den Menschen und findet sich auch nicht häufig. Sie stinkt so abscheulich, daß jeder ihre Nähe auch schon merkt und sich schnell davon macht. Diese Schlange benutzten also die Beschwörer. Sie führten sie zu einem Kranken, damit sie ihn belecke und — wunderbarerweise nicht dadurch töte, sondern von seiner Krankheit heile. Es ist bekannt, daß diese Schlange überaus gerne Schaffett frißt. Deshalb wurde sie von dem Zauberer mittelst eines großen Klumpen Schaffettes, das er an das Ende eines langen Stabes band, aus ihrer Höhle gelockt. Der Beschwörer ging nun neben ihr her, ihr immer das Fett vorhaltend, doch so, daß er ihren Hauch vermied. Die Schlange war bei dem Kriechen halb aufgerichtet. In die Hütte des Kranken waren inzwischen zwei Löcher gemacht; durch das eine führte der Zauberer die ondara ins Innere. Sie beleckte dann den Kranken mit ihrem Speichel, darauf hielt ihr

der Beschwörer von außen durch das andere Loch den Lockstab mit dem Schaffett entgegen und führte das Tier auf diese Weise wieder ins Feld, wo es zum Lohne endlich das Fett bekam. Die ganze Sache geschah in völligem Schweigen, und es durften sich auch keine anderen Leute in der Nähe sehen lassen. Das sind so echt heidnische Kuren. Weiße Leute sind daher auch nicht direkte Zeugen einer solchen Heilung gewesen, aber die Eingeborenen versicherten heilig und teuer, es verhielte sich also.

Auch aufs Regenmachen verstanden sich die Zauberer, wenigstens nach ihrer Aussage. Bei großer Dürre wurde ein fettes Schaf genommen, geschlachtet und das Fett verbrannt, damit der Himmel durch den Duft des brennenden Fettes günstig gestimmt werde. Das Fleisch brachten die Zauberer für sich beiseite, und wenn dann der Regen doch nicht kam, so hatten sie natürlich genug Gründe dafür. — Die Macht und Bedeutung der Zauberer hat aber in dem Maße abgenommen, als das Christentum sich im Lande verbreitete.

Eine andere Stellung als der Zauberer nahm der Priester ein, denn das war stets der Häuptling eines Stammes. Seine älteste unverheiratete Tochter — eine Art Vesta — hatte in seiner Hütte das heilige Feuer glimmend zu erhalten. Wenn das Feuer erlosch, so bedeutete das ein großes Unglück für den Stamm; und als solches hat es sich in der Tat im Jahre 1904 erwiesen. Jeden Morgen und jeden Abend brachte die Tochter von diesem Feuer etwas für den Opferaltar, der sich nahe bei des Häuptlings Hütte befand. Dort wurden alle die zahlreichen religiösen Handlungen vollzogen und auch die Opfer gebracht, ebenso alle politischen und Familien-Angelegenheiten des Stammes besprochen. Da

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

saßen denn die würdigen Hausväter mit ihrem Oberhaupt um den Altar und die Schädel der geopferten Ochsen dienten ihnen als Sitze.

Jeder einzelne Volksstamm der Herero hatte seinen Häuptling, nach dem er sich auch nannte. So hießen sie „die Kukurischen", „die Kambasembischen" u. s. f. Über allen stand aber der Oberhäuptling, zuletzt Samuel Maharero. Leider war dieser ein sehr schwacher Charakter und dem Trunke stark ergeben.

Die Herero waren früher wohl das freieste Volk der Welt. Jeder konnte tun und lassen, was ihm beliebte. Wenn einer es zu recht viel Vieh gebracht hatte, so war er ein omuhona, ein Herr, zu dessen Werft eine mehr oder weniger große Zahl von Knechten und ärmeren Leuten gehörte, die von ihm abhingen. Wußte er sich dann noch durch Verschwägerung die Hilfe und Freundschaft verschiedener Stammesfürsten zu sichern, indem er möglichst viele Schwestern und Töchter derselben zu Frauen nahm, so konnte aus ihm auch ein Häuptling werden.

Grund und Boden hatte gar keinen Wert für die Herero. Das Land war weit genug für die nicht allzu zahlreichen Bewohner. Nirgends zeigte ein Pfahl oder Stein oder gar eine Mauer ein abgegrenztes Besitztum an. Jeder konnte sich anbauen, wo und wie lange er wollte. Aber ebensowenig konnte er einem andern wehren, sich an demselben Orte niederzulassen. Es bildete sich indessen allmählich eine Art Übereinkunft zwischen den reicheren Familien oder Häuptlingen, wonach jeder mehr in einem bestimmten Gebiete blieb, etwa da, wo sich die Gräber seiner Vorfahren befanden. Innerhalb dieses meist sehr weiten Bezirkes zogen sie dann viel hin und her, je nachdem hier oder dort bessere Weide für das

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Vieh war. Die Lehmhütten waren schnell anderswo wieder aufgerichtet, und den geringen Hausrat schleppten die Frauen auf ihrem Kopfe hin.

Was das Land von selbst aufbrachte, war eines jeden Eigentum: Steine, Kalk, Lehm, Brennholz, Reiser für die Viehkraale, Beeren, wilder Honig. Jeder nahm sich, was und wieviel er wollte. Ebenso konnte er nach Belieben Wild jagen, und von Schonzeiten war keine Rede. Freiheit hatte groß und klein, alt und jung, und jeder meinte, das könne nie anders werden.

Als aber die Deutschen im Jahre 1884 Südwestafrika zu ihrem Schutzgebiet machten, bahnte sich eine große Veränderung an. Erst merkte man noch nicht viel davon, aber immer mehr Farmer kauften Land vom Oberhäuptling und siedelten sich an. So kam allmählich die Zeit, wo die Eingeborenen sich allenthalben von den Fremden verdrängt sahen. Sie konnten es nicht verstehen, warum sie nicht einmal mehr soviel die Herren in ihrem eigenen Lande sein sollten, um ihr Vieh da zu weiden, wo sich noch Gras fand, wenn anderswo nichts mehr war. Sie wehrten den Weißen ja auch nicht, mit ihrem Vieh herumzuziehen. Was eine Farm, ein abgeschlossenes Besitztum war, auf das sie ihre Ochsen und Schafe nicht bringen durften, begriffen sie nicht. Dann kamen die Händler, drängten ihnen ihre Waren auf und nahmen ihnen dafür ihr bestes Vieh ab.

Das alles mußten diese unwissenden Leute doch als große Ungerechtigkeit ansehen, und es war nur zu verwundern, daß sie sich's so lange gefallen ließen. Aber endlich brausten sie auf in schrecklicher Wut gegen die verhaßten Eindringlinge, ermordeten Ansiedler und Händler, zerstörten die Farmhäuser, raubten das Vieh und glaubten auf diese Weise der Deutschen schnell ledig zu werden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Sie konnten es sich nicht denken, daß der deutsche Kaiser genug Macht und Soldaten hätte, um diese Greueltaten zu rächen und die Aufständischen schwer zu bestrafen.

Das Ende war, daß die Herero von den siegreichen Deutschen verfolgt und in eine wasserlose Wüste gejagt wurden, wo ihrer noch mehr umkamen, als vorher in den Gefechten.

Da erlosch das heilige Feuer auf allen Opferaltären im ganzen Lande. Das Unglück, so groß, wie es keiner vorher hätte ahnen können, war hereingebrochen. Alle ihre heidnischen Heiligtümer mußten die Herero mit dem heiligen Feuer auf der Flucht zurücklassen. So ging der Mittelpunkt des Heidentums zugrunde, und die Heiden hatten hernach nichts mehr, um das sie sich scharen konnten.

Damit brach eine neue Zeit für Hereroland herein. Die einstigen freien Herren, die auf die Deutschen als auf Hungerleider herabblickten, sind jetzt zu deren Knechten geworden. Ganz besonders hart ist's ihnen, daß sie selbst kein Großvieh mehr halten dürfen, und sie trauern ihren vielgeliebten Ochsen schmerzlich nach. In ihren Augen gibt es nichts Schöneres und Wertvolleres.

Ihre jetzigen Häuptlinge sind nur sogenannte Vormänner, von der deutschen Regierung eingesetzt und ohne Macht. Ihre Priester haben keine Opferstätten mehr, wo sie ihren Kultus verrichten könnten. Ihre Selbständigkeit haben sie eingebüßt, ihre sozialen Sitten und Gesetze haben ihre einstige Bedeutung verloren; von einem Hererotum kann man nicht mehr reden. Sogar die Sprache ihrer Besieger müssen sie annehmen.

Selbst die Heiden gestehen jetzt, daß ihre Ahnen, auf welche sie vertrauten, ohnmächtig sind und sie betrogen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

haben. Sind sie nun aber zu Knechten der Deutschen gemacht, so sind sie dafür frei geworden von der früheren beständigen Angst vor den Ahnen, Gespenstern und Zauberern, denn auch die Heiden glauben kaum noch, daß diese ihnen schaden können.

Von all dieser heidnischen Not wenden wir uns jetzt einer helleren Seite zu, nämlich der Kindheit und Jugendzeit der Herero.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

6. Kapitel.

# Fröhliche Jugendzeit.

Ein Herero steht vor seiner Hütte und ruft laut, daß es die Nachbarn auf der Werft hören: „Kuti, kuti, okauta!“ = „Land, Land, ein kleiner Bogen!“ Was will der Mann damit sagen? „Land der Herero, mir ist ein Knabe geboren, der einmal den Bogen führen wird gegen seine Feinde.“ Ist's aber ein Mädchen, so ruft er sicher nichts aus, sondern sagt mißmutig denen, welche ihn fragen: „Okaseu uri!“ = „Nur ein Zwiebelchen!“ Der Herero wünscht sich möglichst viele Söhne; die Töchter sind ihm nur gut genug, um die Feldzwiebelchen auszugraben, die ein wichtiges Nahrungsmittel der Herero bilden, darum wird das Mägdlein einfach als Zwiebelchen angekündigt.

Nach etwa 8—14 Tagen wird dem Kinde am Opferaltar unter allerlei Zeremonien der Name gegeben. Es ist eine Art heidnischer Taufe. Der Häuptling und Priester des Stammes nimmt aus der heiligen Opferschüssel einen Mund voll Weihwasser und speit es über Mutter und Kind. Dann bestreicht er beide mit heiligem Fett, nimmt von der heiligen Erde, die von des Urahnen Grabe geholt ist, etwas zwischen die Finger und macht dem Kinde damit auf Stirn und Brust drei Kreuzeszeichen. Nun ruft er den Namen des Kindes aus. Darauf wird ein Mutterkälbchen an den Altar geführt und seine Stirn mit der des Kindes in Berührung ge-

bracht. Damit ist das Tier das erste Eigentum des Neugeborenen geworden und das Kind zu einem echten Herero gestempelt, d. h. zu einem Viehzüchter. Das Kalb aber ist der Grundstock seiner späteren Herden und darf nie verkauft werden. Jetzt ist die heidnische Taufhandlung beendet und die Mutter kehrt mit ihrem Kindlein in ihre Hütte zurück.

Was für Namen bekommen aber die kleinen Negerkinder? Nun, irgend ein Ereignis oder ein Umstand zur Zeit ihrer Geburt wird zu einem Namen benutzt; darum heißen kaum zwei heidnische Herero gleich. Da hieß eins unsrer Schulmädchen „Kamiliva" = „Es ist kein Mais da", weil solcher gerade fehlte, ein anderes „Othee" = „Tee", eins „Okoffiva" = „Kaffee", weil die Mütter beim Missionar um Tee und Kaffee hatten bitten lassen. Bei der Geburt eines Jungen hatte jemand gesagt: „Muarukiruani?" = „Wer soll den Namen geben?" und das wurde nun der Name. Ein Knabe hieß: „Uazikeanda" = „Er hat einen Stamm angefangen", einer „Uatjiua" = „Er hat's gewußt", wieder einer „Ombombo" = „Wanze". Ein Mädchen hatte man verächtlich genannt „Tokuta" = „Es mag sterben". Wahrscheinlich ärgerten sich die Eltern, daß es kein Sohn war. Dagegen wünschte sich eine Frau, die schon mehrere Knaben hatte, nun auch ein Mädelchen, und als nun doch wieder ein Bube ankam, nannte sie ihn „Inahira" = „Mutters Schürze", weil sie dachte, dann bekäme sie gewiß das nächste Mal eine Tochter.

Im Jahre 1890 starb der berühmte Oberhäuptling Maharero. Als er krank war, sagten die Zauberer zu ihm: „Ndaha hanika" = „Wenn du stirbst, bricht die Welt auseinander." Ein Mädchen, das gerade geboren wurde, erhielt darum den Namen „Ndaha". Nun ging

aber nach Mahareros Tod die Welt nicht unter und brach auch nicht auseinander. Daher nannte bald darauf ein Vater sein Kind den Zauberern zum Trotz „Kariuire“ = „Der Himmel fällt nicht auf die Erde.“ Ein anderes erhielt den Namen „Katouje“ = „Die Welt geht nicht unter.“

Wenn die heidnischen Kinder uns ihren Namen sagen sollten, wurden sie oft ganz verlegen, weil sie das Gefühl hatten, sie müßten uns mit ihrem Namen lächerlich erscheinen. „Wie heißt du?“ fragten wir einen Jungen. „Hivaka“ = „Ich stehle nicht.“ Was sollte das nur wieder? Sein Vater war eines Diebstahls angeklagt, als der Junge geboren wurde, und beteuerte: „Hivaka“, und das Wort bekam das Kind zum Namen. Wir hatten einen „Omutjira“ = „Ochsenschwanz“, einen „Kamutjimba“ = „Er ist arm“, eine „Kazembire“ = „Sie ist nicht vergessen“, eine „Kaungura“ = „Geh arbeiten“, eine „Mbenozondunge“ = „Sie (die Eltern) haben Verstand.“ So gab es allerlei wunderliche Namen. Oft antworteten Kinder und auch Große auf unser Fragen: „Wir haben noch keinen Namen.“ Sie meinten: keinen christlichen Namen. Es ist sehr schwer, die heidnischen Namen zu behalten, wenn man der Sprache noch nicht mächtig ist, zumal wenn sie sehr lang sind. Zerlegt man sie sich aber in einzelne Worte, um ihre Bedeutung zu erkennen, dann geht es leichter.

Wenn die Heiden später durch die heilige Taufe in die christliche Gemeinde aufgenommen werden, ist ihnen die Wahl eines neuen Namens besonders wichtig. Oft wird der Schullehrer um Rat gefragt, der einen Kalender zu Hilfe nimmt, oder die biblische Geschichte wird nach Namen durchforscht. Die längsten und die für Hererozungen am schwersten auszusprechenden Namen erhalten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dabei entschieden den Vorzug. In unserer Gemeinde hatten Frauen und Mädchen eine besondere Vorliebe für die Namen auf „ine“: Rudolfine, Wilhelmine, Albertine u. s. f. An einem bestimmten Tag kamen die Täuflinge zum Missionar, um den gewählten Namen anschreiben zu lassen. Man sollte denken, jetzt hätten wir es leichter gehabt: Im Gegenteil. War es schon schwer, heidnische Namen zu verstehen, so in vielen Fällen schier unmöglich bei den christlichen, da die Eingeborenen diese sehr oft nicht aussprechen konnten und nun nach ihrer Weise sich mundgerecht machten. So leicht kam man doch wirklich nicht darauf, daß Tusutusu Justus, Gitijona Gideon, Ouandiriosa Andreas, Tarautota Traugott, Kelesiana Christiane und Gettarine Gerhardine sein sollten. Schreiben konnten sie den Namen erst recht nicht. Der beste Schüler unserer Schule schrieb sich statt Albertus Alupadus.

Es kam oft vor, daß man einen Neugetauften fragte: „Wie heißt du denn jetzt?“ und er wußte es selbst nicht. Den Leuten war der christliche Name noch zu fremd, aber es wäre ihnen eine große Kränkung gewesen, wenn man sie wieder mit ihrem alten Namen angeredet hätte.

Ich dachte oft, man gäbe den Eingeborenen lieber Hereronamen mit einer schönen Bedeutung bei ihrer Taufe. So hätte einer unsrer Arbeiter den seinen „Ohange“ = „Friede“ gut behalten können, aber um keinen Preis hätte er oder ein anderer sich dazu verstanden. Jeder noch so schöne Hereroname würde ihn zum Heiden gestempelt haben, und er ist doch jetzt ein Christ, das will er auch mit seinem Namen zeigen, der also nicht der Hererosprache entnommen sein darf.

Natürlich wiederholen sich die Christennamen nun viel. Da wird denn bei Frauen und Kindern der Name des

Gatten und Vaters hinzugesetzt, z. B. „Sarah ua Nikodemus“ = „die Sarah des Nikodemus.“ Die Männer nehmen zur Ergänzung den heidnischen Namen ihres Vaters oder Großvaters an, so der letzte Oberhäuptling Samuel den seines Vaters Maharero, und unser Gemeindeältester nannte sich Eliphas Kukuri nach seinem Vater Kukuri. Das wird sich allmählich ganz einbürgern bei den Getauften, und sie bekommen auf diese Art alle ihren Nachnamen. Bis jetzt braucht man denselben nur zur Unterscheidung und bei den ovahona, den Großleuten; für gewöhnlich redet man jedermann mit dem Vornamen an.

Doch zurück zu den neugeborenen kleinen Negerkindern. Diese werden nicht auf den Armen getragen, sondern in einem Fell auf dem Rücken der Mutter, und allzusorgsam geht diese nicht mit ihrem Kindchen um. Das unbedeckte Köpfchen baumelt oft kläglich über den Rand des Felles herab, die afrikanische Sonne brennt unbarmherzig darauf nieder, und die Fliegen setzen sich in die Augenwinkel des hülflosen, kleinen Wesens. Das alles schadet ihm aber nichts. Nach Jahresfrist wird es auf seine dicken Beinchen gestellt, lernt laufen und wächst schlank und gerade heran. Verkrüppelte und verkrümmte Menschen sieht man nicht. Recht lustig ist es anzusehen, wenn eine Schar ganz nackter, schwarzer Negerkinder miteinander spielt und eins über das andere wegpurzelt. Von Kleidung werden sie nicht beläftigt, höchstens haben sie ein Hemdchen, das natürlich mehr schwarz als weiß aussieht. Wenn die Kinder größer werden, kommt zum Hemd auch wohl eine Hose oder ein Kleid. Die heidnischen Mädchen hatten früher einen Rock, der aus lauter Riemen bestand und bis zu den Füßen reichte.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Sehr schnell werden die Kinder selbständig und treiben sich nach Belieben herum. Da alle ihre eignen Ziegen haben, kommen sie auch um des Essens willen nicht nach Hause. Kehren die Schafe und Ziegen abends von der Weide heim, so laufen die Kinder ihnen mit Jubelgeschrei entgegen. Jedes ergreift sein Tier am Bein, legt sich darunter und melkt sich geschickt die Milch

Spielende Kinder.

gleich in den Mund oder trinkt gar wie ein Lämmchen. Im übrigen sucht es sich allerlei Feldfrüchte und Baumharz oder Mäuse und Eidechsen zum Essen.

Mit sieben oder acht Jahren dürfen die Knaben als Hirten mit ins Feld. Dann sind sie sehr stolz und fühlen sich schon als erwachsene Leute. So sagte uns einmal ein solcher Knirps von etwa zehn Jahren, als er Strafe verdient hatte: „Was schlägst du mich? Ich bin doch kein Kind mehr, ich bin ein omurumendu, ein Mann."



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Beim Viehhüten üben sie sich fleißig im Bogenschießen und treiben viele Nichtsnutzigkeiten.

Wohnen die Kinder auf einer Missionsstation, so besuchen sie mehr oder weniger regelmäßig die Schule. Bei den Christenkindern kann natürlich mehr darauf gehalten werden als bei den heidnischen; aber da kein Schulzwang besteht, so hängt es meist von den Kindern ab, ob sie hingehen oder nicht, es sei denn, daß die Eltern sie fortschicken, das Vieh zu hüten. So geht die schöne Jugendzeit hin. Da ist keine Frage wie hier, was für einen Beruf der Jüngling erwählen will. Jeder Herero, vom Häuptlingssohn bis zum armen Knecht ist Viehzüchter und Viehhirte, jetzt freilich meist im Dienst der Weißen, nicht mehr als Besitzer eigener Herden.

7. Kapitel.

# Eigene Häuslichkeit.

Schon in jungen Jahren wird geheiratet; die Bräute sind meist erst 16—18 Jahre alt. Sie brauchen ja auch nicht zu lernen, einen Haushalt zu führen wie deutsche Mädchen. Die Frage, wovon das junge Paar leben soll, bereitet ihnen keine Sorge. Haben die Herero jetzt auch keine großen Herden mehr, so können sie sich doch genügend für ihre bescheidenen Bedürfnisse bei den Weißen verdienen. Ebenso kommt die in Europa so wichtige Wohnungsfrage dort nicht in Betracht. Die bienenkorbförmige Hütte, Pontok genannt, wird von den Frauen schnell erbaut. Zieht die Familie an einen andern Ort, fällt der Pontok bei starken Regengüssen zusammen, oder ist's vor Ungeziefer selbst für Herero nicht mehr darin auszuhalten, so wird eben ohne Schwierigkeit ein neuer aufgerichtet. Material und Platz sind ja umsonst zu haben.

Zunächst werden lange Stöcke im Kreis in den Erdboden gesteckt und oben zusammengebunden. In der Mitte der Hütte steht ein kräftiger Pfahl als Träger. Nun wird mit Querstäben und Weidengeflecht das Haus dicht gemacht, mit Lehm und Kuhmist verschmiert, und fertig ist das Gebäude. Als Türe dient ein 60—90 cm hohes Loch etwa wie bei unseren Hundehütten, nur etwas größer; mit einem Fell wird es geschlossen. Fenster gibt es auch nicht, ein Luftloch dient zum Abzug des Rauchs.

Um den Stützpfahl befindet sich die Feuerstelle, wo ein offenes Reisigfeuer unterhalten wird, wobei sich natürlich sehr oft jemand verbrennt. Besonders wurden uns kleinere Kinder häufig mit mehr oder weniger schlimmen Brandwunden gebracht. Da sah das weiße Fleisch aus wie ein Loch im dunkeln Höschen.

Brennt in der Hütte das Feuer, und um dasselbe liegen Männer und Frauen, ihren schrecklichen Tabak rauchend, dann ist die Atmosphäre für weiße Besucher einfach schrecklich. Man kann kaum atmen und die Augen aufhalten, so beißt der Rauch und reizt zum Husten. Auch setzt er sich so fest in die Kleider, daß man sich wie ein geräucherter Fisch vorkommt. Darum krochen wir auch nur dann in eine solche Hütte hinein, wenn wir Kranke besuchten, sonst blieben wir vor dem Türloch hocken oder baten die Gesellschaft, zu uns heraus ins Freie zu kommen.

Der Hausrat besteht aus Schlaffellen, Milcheimern, Kalabassen, Feldstühlchen und dergleichen, und wer sich's leisten kann, hat eine Schließkiste zur Aufbewahrung der europäischen Kleidungsstücke und der Munition. Die Zeit der Bogen und Pfeile wurde nach und nach durch die der Gewehre überwunden. Aber seit dem Aufstand dürfen die Herero weder Gewehre noch Munition mehr halten.

Die wohlhabenderen Christen bauten sich auch vielfach Lehmsteinhäuser mit Fenstern, Türen und mehreren Stuben, schafften sich auch einige Möbel an, Tisch, Stühle, vielleicht gar ein Bett. Aber meistens ist dieses nur zum Staat da, denn es ist den Leuten doch viel behaglicher, sich zum Schlafen auf Felle auf den Boden zu legen, und die Stühle werden fast nur von den Männern benutzt. Die Frauen kauern lieber in alter Gewohnheit am Fußboden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Also das Haus ist in wenigen Tagen gebaut, keine Aussteuer muß genäht und kein Hausrat gekauft werden. So kann denn Hochzeit gehalten werden. Bei den Heiden findet die Heirat unter allerlei wunderlichen Zeremonien statt, und die Braut ist der Mittelpunkt des Festes, während der Bräutigam sich nicht blicken lassen darf.

Bild eines Hereropontoks im Bau.

Außerhalb der Werft tut er sich mit seinen Freunden aber doch gütlich am Fleisch des Hochzeitsochsen.

Die Braut wird von ihrer Mutter mit einer Salbe aus rotem Eisenstein und ranziger Butter tüchtig eingerieben und mit Perlen geschmückt. Statt des Brautkranzes legen ihre Freundinnen ihr das Netzfett des Hochzeitsschafes auf den Kopf. So trieft sie geradezu

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

von Fett, denn in der heißen Sonne schmilzt nach und nach der Brautkranz. Aber so ist sie gerade schön in den Augen der Herero. Am Abend des Festes zupfen die jungen Mädchen sich das noch übrige Fett vom Kopf der Braut ab, braten und essen es.

Die Mutter setzt ihr nun die Frauenhaube auf, eine seltsame, dreispitzige Lederkappe, ohne die sich eine heidnische Hererofrau nicht sehen lassen darf. Auch die übrige Kleidung, obwohl nur aus Fellen bestehend, ist bei den Erwachsenen ziemlich vervollständigt. Nach Beendigung des ganzen Hochzeitsfestes, das mehrere Tage dauert, holt der Bräutigam die Braut in seine Hütte, die vielleicht in einem andern Dorfe sich befindet. Er führt sie aber nicht am Arm, sondern sie faßt einen der langen Riemen, die hinten von seinem Schurzfell herabhängen und geht so hinter ihm drein. Die Mutter und Freundinnen begleiten sie. Dazu muß die Braut kläglich weinen und sich stellen, als wolle sie nach Hause zurück. Manchmal mag's ihr auch Ernst damit sein, besonders wenn sie irgend einen alten Mann heiraten muß, der schon eine Anzahl Frauen hat.

Bei Hochzeiten von Christen geht es natürlich ganz anders zu, mehr nach deutscher Art. Sehr schön ist es, daß schon die Verlobung zwischen christlichen Herero ganz feierlich im Beisein der Eltern und einiger Zeugen vor dem Missionar geschlossen wird. Von der Verlobung bis zur Hochzeit geht die Braut mit ganz verhülltem Kopf umher, meist hat sie ein großes Tuch umgeschlagen, bei der Hitze! Die Hochzeit läßt aber auch nicht lange auf sich warten. Nach dreimaligem Aufgebot findet sie in der Kirche vor versammelter Gemeinde statt. Wenn aber nur ein Teil getauft und der andere sich noch im Taufunterricht befindet, ist die Trauung im Hause des Missionars.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wie es bei solcher Eheschließung christlicher Herero zugeht, zeigt folgendes Beispiel:

Die Hochzeit eines schwarzen Prinzen.

Dieser hieß Alfred und war der Sohn des Oberhäuptlings Samuel Maharero in der Residenz Okahandja. Sein Bruder, der Kronprinz Friedrich, war schon verheiratet. Der ist übrigens zu einer Weltausstellung mit anderen Herero in Berlin gewesen, nicht um selbst zu sehen, sondern um besehen zu werden.

Als die Glocken der Kirche läuteten, kam die Hochzeitsgesellschaft in schönem Zuge von der Werft her. Voran der schwarze Bräutigam im Frack und Zylinderhut, mit Stärkehemd, Stehkragen und Manschetten, die ihm halb über die Hände fielen. Die Braut hatte ein weißes Kleid von durchbrochenem Stoff an und ein weißes Kopftuch. Es war ein Wunder, daß sie als Braut eines Prinzen nicht auch Kranz und Schleier hatte, da die Neger doch so gerne den Weißen alles nachmachen. Anderswo war es schon öfters geschehen; vermutlich waren diese Sachen im Okahandjaer Laden noch nicht zu kaufen.

Nun folgten zwei Brautführerpaare, denn auch das haben sie den Weißen abgelernt. Die schwarzen Herren trugen gleichfalls Zylinder und hatten sich, ähnlich wie der Bräutigam, ausstaffiert; die jungen Mädchen waren aber ganz einfach und nett angezogen. Die übrige Gesellschaft folgte auch paarweise und setzte sich vor den Altar, während die Gemeinde im Schiff der Kirche saß. Kinder fehlten natürlich nicht, denn sie sehen dort gerade so gern etwas Besonderes wie ihre weißen Altersgenossen.

Nach der Traurede des Missionars trat das Brautpaar vor, um eingesegnet zu werden. Es ist dort Sitte, daß die Bräute auch bei der Trauung ihr Gesicht ver-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

hüllen und dazu ihr „Ja“ möglichst unhörbar sprechen. Da muß der Missionar oft drei- oder viermal fragen, ehe er ein klägliches „I, me vanga“ = „ja, ich will“ vernimmt. Stehend, sitzend, kniend, beim Reichen der Hände, immer hält die Braut ihr Tuch krampfhaft vors Gesicht.

Nun war der junge Missionar, welcher die Trauung vollzog, fremd am Ort, vertrat nur den Stationsmissionar, kannte also die Leute nicht und überhaupt noch nicht viel von ihrer Sprache und ihren Sitten. Da die beiden Brautführerpaare auf der ersten Bank mit Platz genommen hatten, glaubte er, das seien auch Brautpaare und winkte ihnen, vorzutreten, um getraut zu werden. Richtig standen sie auch auf. Da sprang zum Glück noch schnell der Gemeindeälteste Assa auf und bedeutete dem Missionar, daß diese nicht getraut werden sollten. Die Leute sind manchmal zu einfältig. Diese dachten gewiß: „Wenn der omuhonge winkt, müssen wir eben kommen“ und hätten sich ohne Einsprache trauen lassen.

So ist es wirklich mal einem andern jungen Missionar passiert, daß er die unrechten Leute zusammengab. Da sollten zwei Paare getraut werden und hatten sich verkehrt vor den Altar hingestellt. Kein Wunder, daß der Missionar, der auch die Leute nicht kannte, den ersten Bräutigam mit der Braut des anderen einsegnete. Als nun die andern beiden an die Reihe kommen sollten, wachten die Leute auf und erklärten, so sei die Sache nicht gemeint. Der Missionar fing also nochmal von vorne an und traute nun die richtigen Paare.

Nach der Trauung Alfreds und seiner Braut zog die Hochzeitsgesellschaft nach dem Königspalast. Der war aber nichts weiter als ein Lehmsteinhaus mit einigen Zimmern und unterschied sich nur darin von den Häusern

der anderen Christen, daß er eine Garnitur Plüschmöbel enthielt. Es wurde erzählt, ein Weißer habe von König Samuel Land kaufen wollen, und diesem hätten die schönen, weichen Sessel im Hause des Käufers so gut gefallen, daß er sich bereit erklärte, das gewünschte Land abzutreten, wenn er dafür die Plüschmöbel erhielte. Natürlich war der Deutsche sehr bereit zu diesem Tausch. — Samuels Haus mitsamt den Möbeln ist im Aufstand zugrunde gegangen.

Bei einer Hererohochzeit ist das Fleischessen immer die Hauptsache bei den Heiden und auch bei den Christen. Je reicher der Bräutigam früher war, um so mehr Ochsen mußten ihr Leben lassen. Sie wurden erschossen, nicht geschlachtet. Das ganze Dorf nahm Teil an dem frohen Fest. Gewöhnlich wurden die Ochsenzungen dem Missionar zum Kauf gebracht, das Stück zu 50 Pf., um Salz dagegen einzutauschen, vielleicht auch Kaffee, den die Herero mit großer Vorliebe trinken. Dagegen wußte man früher nichts von geistigen Getränken, und so ging es bei solchen Festlichkeiten nüchtern und ordentlich zu. Essen können die Herero aber unglaublich viel, wenn sie Gelegenheit dazu haben, wie es bei solch einer fürstlichen Hochzeit selbstverständlich ist. In großen Kesseln wird das Fleisch gekocht, nicht gebraten. Mehrere Tage hindurch schmausen die Festgäste und trinken die Fleischbrühe, omanyune, dazu, je fetter sie ist, um so köstlicher schmeckt sie den Herero. Wenn dann alles verzehrt ist, kann man für einige Zeit wieder Schmalhans Küchenmeister sein lassen, so gut hat jeder vorgesorgt.

Unser Prinz Alfred bezog mit seiner jungen Frau den neuerbauten Pontok. Der genügte ihren Ansprüchen zunächst noch, und ein Haus mit Fenstern und Plüschmöbeln konnten sie entbehren.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Nach dem Beispiel ihres Missionars suchen die Getauften ihr häusliches Leben allmählich umzugestalten. Bei den Heiden konnte von einem rechten Familienleben nicht die Rede sein, weil sie mehrere Frauen hatten. Da wohnte jede Frau in ihrer besonderen Hütte mit ihren Kindern, und zwischen den Frauen desselben Mannes herrschte viel Zank und Streit. Nicht selten geschah es, daß eine ihre Nebenbuhlerin oder auch deren Sohn durch Gift umbrachte, wenn dieser seines Vaters omuingona, Liebling, war und nicht ihr eigner Sohn. Die heidnischen Frauen führten ein schrecklich ödes Leben ohne nennenswerte Arbeit. So saßen sie den ganzen Tag vor ihren Hütten rauchend und schwatzend, und darüber wurden sie von Jahr zu Jahr stumpfsinniger und häßlicher. Wollte der Mann von einer seiner Frauen nichts mehr wissen, so schickte er sie einfach fort auf einen seiner Viehposten. Da litt sie keine Not, konnte Milch trinken, soviel sie wollte. Er aber nahm sich eine neue, junge Frau. Die Kinder wachsen, wie wir schon hörten, ohne Zucht heran und kümmern sich um ihre Eltern herzlich wenig.

Nun darf man aber nicht denken, daß gar keine Liebe herrsche zwischen den Gatten oder Eltern und Kindern. Wenn man nach der Totenklage urteilen dürfte, so müßte die Liebe sogar sehr groß sein. Stirbt bei den Herero jemand, so versammeln sich die meisten Leute der Werft in und um die Hütte des Sterbenden. Die törichten Leute bedenken gar nicht, wie die beengte Luft in solch kleinem Raum, wo das offene Feuer brennt und noch dazu schrecklicher Tabak geraucht wird, den Kranken das Sterbestündlein erschweren muß. Ja, noch schlimmer machen sie es. Wenn sie merken, daß es nun bald zu Ende geht, nehmen sie ein Fell und decken es über das

Gesicht des Sterbenden, daß er vollends ersticken muß. Einer der Anwesenden muß von Zeit zu Zeit nachsehen, ob das Leben noch nicht entflohen ist.

Ist es zu Ende, so beginnt gleich die Totenklage in der Hütte und vor derselben. Eine Frau ist die Vorsprecherin. Sie beginnt ihren Singsang etwa so: „Unser Kind, du Kind unsers Vaters, wo bist du? Die Leute sind verwundert, sie sind so traurig, daß sie den Mund auf die Knie legen." So wie sie geendet hat, stimmt die ganze Versammlung ein: „I, i, i" = „ja, ja, ja," worauf dann ein Jammergeschrei folgt. Dann beginnt die Vorsprecherin aufs neue, den Toten zu besingen, was er für Tugenden gehabt, wie reich er an Frauen, an Kindern und an Vieh gewesen ist, und wieder antwortet die Versammlung: „I, i, i" und bricht in ein Geheul aus, das ganz schaurig klingt. So geht es in Pausen fort bis zu dem Begräbnis. Dies findet schon einige Stunden nach dem Tode statt, weil in der Hitze die Verwesung zu bald eintritt. Die Leiche wird in Felle gewickelt, ins Grab gelegt und auf dasselbe Steine gehäuft, damit die Hyänen den Leichnam nicht wieder herausscharren.

Am folgenden Tage beginnt die eigentliche Totenfeier. Diese besteht darin, daß je nach Rang und Stand des Verstorbenen eine Anzahl Ochsen getötet und verzehrt werden. Dabei wird dann weiter die Totenklage gehalten.

Als Grabdenkmal wurden früher die Hörner der geschlachteten Ochsen in die Äste eines Baumes gehängt, der nahe bei dem Grab stand; diese geben dann Zeugnis von der Größe und Würde des Begrabenen, denn je reicher einer war, um so mehr Ochsen wurden bei der Totenfeier geschlachtet. Wir sahen ein Grabmal von über 50 Hörnern. So etwas sieht eigenartig aus, aber

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nicht häßlich. Wenn der Verstorbene der Häuptling des Orts gewesen war, so verließ der Stamm die Gegend für längere Zeit.

Das alles ist nun auch bei den Heiden anders geworden, schon weil sie keine Ochsen mehr haben.

Die Getauften werden in ganz christlicher Weise beerdigt, und wenn die Hinterbliebenen es bezahlen können, kaufen sie sogar einen Sarg; sonst wird der Tote fest in Tücher gewickelt und so begraben.

8. Kapitel.

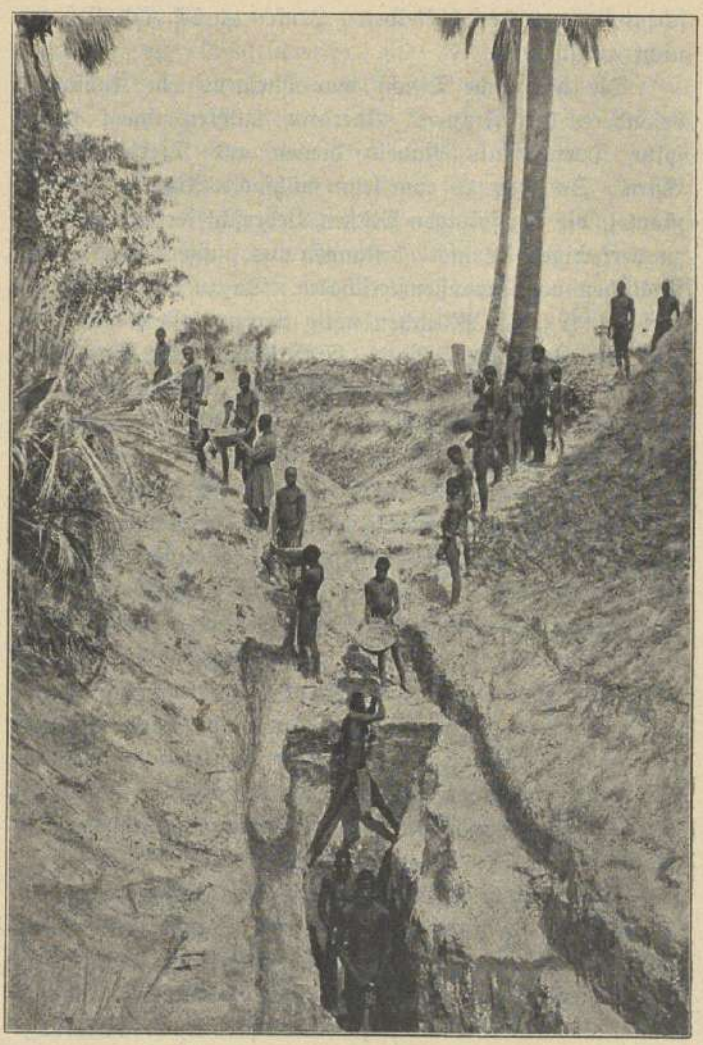
# Arbeit macht das Leben süß.

Das können die Herero freilich noch nicht einsehen, ihnen scheint ein „dolce far niente“ = „ein süßes Nichtstun“ viel schöner. Nur ein recht bequemes Leben, das ist ihre Losung. Muß einmal gearbeitet werden, dann wenigstens ohne Überstürzung; Eile mit Weile! Was heute nicht geschieht, bleibt eben für einen anderen Tag. Und jede Arbeit, die sitzend getan werden kann, wird kein Herero aus freien Stücken stehend tun. Sitzend oder auf der Erde hockend wird gewaschen, gekehrt, Holz gehauen, geschlachtet usw. Nur bei einer Arbeit scheuen sie wirklich keine Mühe; das ist die Besorgung ihres Viehes. Das Hüten überlassen die Besitzer freilich ihren Söhnen und Knechten, aber das Tränken lassen sie sich meist nicht nehmen. In der regenarmen Zeit war das bei ihrem früheren Viehreichtum eine wirklich große Arbeit. Auch mußten sehr oft neue Brunnen aufgegraben werden, um den Durst der Herden zu stillen. Mit den einfachsten Werkzeugen, spitzen Stöcken und Holzschaufeln, gruben sie im trocknen Flußbett oder gar im Kalkgestein ein Wasserloch nach dem andern. — Um sein Vieh zu vermehren, kann der Herero wochenlang hungrig und müde weit herumlaufen zu Verwandten und Freunden, und hochbeglückt kommt er heim, wenn er sich ein Schaf oder gar eine junge Kuh erbettelt hat.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Das Melken des Viehes besorgen meist die Frauen. Es ist uns Weißen anfangs ganz merkwürdig, daß eine Kuh oder Ziege sich nicht melken läßt, wenn das Kalb oder Lamm nicht erst antrinkt. Das dortige Vieh lebt eben so völlig in der Freiheit, daß man es nicht wie bei uns als Haustier behandeln kann. Ställe kennt der Herero auch nicht. Wie hätte er auch für seine vielen Herden, jede von 100—200 Stück, Ställe bauen können? Auch die Weißen halten ihre Herden wie die Eingeborenen nachts in Dorngehegen, Kraale genannt, nahe bei ihren Wohnungen. Höchstens für ihre Pferde bauen sie einen Stall.

Sehr drollig war es früher, als die Herero erst anfingen, Kleider zu tragen, daß die Ochsen und Kühe ihre Hirten in Zeugkleidern nicht mehr kannten. So hatte der Häuptling Kambazembi von Waterberg sich im Jahre 1876 Hemd, Hose und Jacke gekauft. Als er nun so bekleidet unter seine Herden trat, schauten ihn die Tiere ganz verwundert und erschreckt an und rannten dann in großen Sprüngen davon. Sie hatten ihren Herrn nicht wiedererkannt und fürchteten sich vor der fremdartigen Erscheinung. Das war dem Kambazembi doch zu schmerzlich. Lieber zog er seine alte Fellkleidung an, als daß seine Ochsen sich von ihm abwandten. Er hing den neuen Anzug auf die Dornen des Kraals. Da faßten einige Ochsen die ihnen so anstößigen Kleider auf ihre Hörner, rannten wild damit fort in die Dornen, bis sie in Fetzen an den Sträuchern hingen. Kambazembi trug aber bis an den Tag seines Todes nie wieder europäische Kleider, wenn er zu seinen Herden ging. — Wir erlebten es oft, daß Kühe sich durchaus nicht wollten melken lassen von Frauen in Zeugkleidung. Das Vieh war im Felde gewesen und hatte nur Menschen in Fellen gesehen; da



Beim Brunnengraben.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

scheute es vor den bekleideten Leuten zurück und ließ sich nicht anrühren.

Die heidnische Tracht war übrigens ein Kunstwerk, besonders der Frauen. Überdies mußten ihnen früher spitze Dornen als Nadeln dienen und Tiersehnen als Garn. So war es eine sehr mühsame Arbeit, die Fellmäntel, die dreispitzigen Mützen, Lederschleier und Leibchen zu verfertigen. Letztere bestanden aus aufgereihten runden Plättchen von Straußeneierschalen. Da zu einem Leibchen wohl 1000 solche Plättchen nötig waren, kostete die Arbeit sehr viel Zeit und Geduld. Eine langwierige Sache war es auch, die Felle für den Gebrauch vorzubereiten und zu gerben. Und das Aushöhlen des sehr harten Holzes zu Milchgefäßen, Wassereimern und Tränktrögen kostete bei ihren äußerst dürftigen Werkzeugen viele Mühe.

Es kam ihnen zugute, daß die Fellkleider wie die Holzgefäße sehr lange aushielten, also in einem Menschenalter kaum durch Neues ersetzt werden mußten. Oft habe ich gedacht, daß man die Fellkleider auch den Christen besser lassen könnte, wenn sie nur mehr dem Anstand und der Reinlichkeit entsprochen hätten. In der Zeugkleidung sahen die Leute oft entsetzlich verlumpt aus, und wer sich bemühte, sie instand zu halten, wußte nichts Besseres, als kreuz und quer Lappen jeder Art auf die Löcher zu setzen, sogar Blaudruckflicken auf schwarze Tuchhosen und Röcke.

Die Kultur, die mit den Weißen ihren Einzug ins Land hielt, ist nicht unbedingt ein Vorteil für die Eingeborenen. Das wenige, was sie anfertigen konnten, verlernen sie jetzt schnell, da sie sich die Sachen beim Händler kaufen können. Es ist das ja viel bequemer, als Kleidungsstücke, Hausgeräte, Eimer, Löffel und Töpfe sich selbst zu machen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Missionare hingegen haben sich von Anfang an bemüht, die Eingeborenen zur Arbeit heranzuziehen. Zunächst bedurften sie der Hülfe der Leute zum Hausbau, ebenso bei der Anlegung und Bearbeitung der Gärten. Sie brauchten Dienstleute im Hause, Arbeiter, Hirten, Boten, Wagentreiber u. a. Wie schwer war es aber besonders im Anfang, daß sich Herero für dergleichen hergaben! Sie, die freien Herren, sollten für die ovirumbu, gelben Dinger, wie sie die Weißen nannten, etwas tun? Nur die Ärmeren ließen es sich gefallen, für eine Zeitlang dem Missionar zu helfen, zumal wenn es gerade dürre Zeit war und die Dickmilch nicht in Strömen floß. Auch reizten manche Gegenstände des weißen Mannes ihre Lust, und so verdienten sie sich gerne Messer, Feuerdosen, Streichhölzer, Pfeifen und Tabak, Kleider, auch Vieh, die der Missionar als Lohn gab. Mit Geld hätten damals die Leute nichts anzufangen gewußt, sie kannten es gar nicht, und als einer einmal eine blinkende, von unsern Kindern verlorene Spielmünze fand, glaubte er, große Einkäufe damit machen zu können.

Unsagbar ungeschickt stellten sich die Herero zuerst zur Arbeit an, und der Missionar mußte beständig Aufsicht führen und mit ihnen arbeiten. Ihnen selbst erschien ihre Arbeitsleistung dagegen als etwas sehr Großes, und nicht hoch genug konnte nach ihrer Meinung der Lohn dafür sein. Ein 10—12stündiger Arbeitstag war ihnen ein Unding. Wenn sie 5—6 Stunden arbeiteten, mußte man schon sehr zufrieden sein.

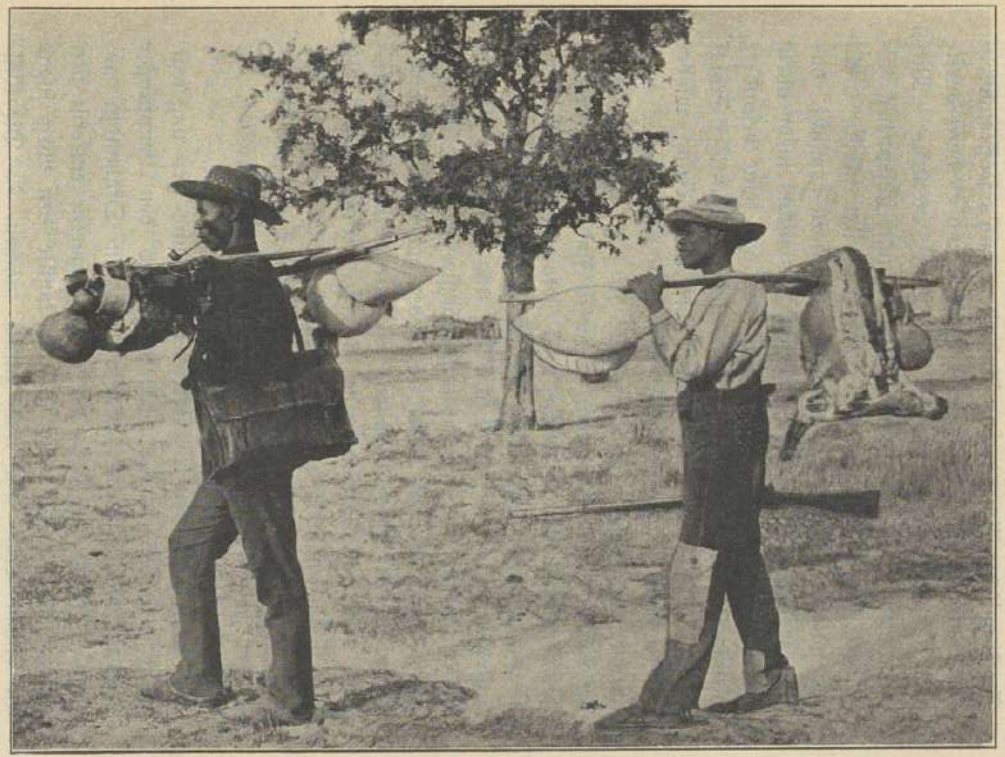
In der Anleitung der Eingeborenen zur Arbeit haben die Missionare in aller Stille ein sehr wichtiges Stück Kulturarbeit getan. Natürlich konnten sie aber nur einen Bruchteil der Leute beschäftigen. Die Herero im Felde lebten nach wie vor ihrer Faulheit. Auf den Missions-



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main

stationen bekamen die Herero so nach und nach doch Interesse, sich nach dem Beispiel ihres omuhonge, Missionars, bessere Häuser zu bauen, Gärten anzulegen, Tabak zu pflanzen und Weizen zu säen. Die Missionare ließen Beile, Spaten und Pflüge kommen und lehrten sie, damit umzugehen. Freilich, die Liebe zur Arbeit ist auch heute noch nicht groß, und das „Muß" kam erst nach dem Aufstand. Jetzt ist auch Gelegenheit zur Arbeit für alle Schwarzen, entweder als Dienstleute und Knechte in Privathäusern und bei Farmern oder als Arbeiter an der Bahn und in den Kupferminen.

Es wurde vorhin erwähnt, daß wir die Leute als Boten nötig hatten. Was wir auch mit den Weißen an anderen Orten des Landes abzumachen hatten, immer dienten die Eingeborenen als Boten; und man darf sagen, sie waren immer treu dabei. Wenn ein nackter Heide einen einzelnen Brief zu überbringen hatte, so steckte er denselben in einen oben gespaltenen Stock, dann blieb er auch leidlich sauber. Vor 25 Jahren mußten die Briefe nach und von Deutschland immer durch Boten nach Walfischbai gebracht und von da abgeholt werden. Das war eine weite Reise und kostete viel Geld. Gewöhnlich schickten alle oben im Lande wohnenden Weißen ihre Post nach Otjimbingue, dem damaligen Mittelpunkt des Landes, und von dort wurden dann wieder zwei neue Boten nach der Küste gesandt. Die Ochsenwagen brauchen für diese Strecke 8—10 Tage, die Eingeborenen laufen sie in 4 Tagen, da sie alle Nichtwege kennen und benutzen. Auf dem ganzen Weg gab's keine Eingeborenenwerft und keine Niederlassung von Weißen, wo die Boten etwas hätten essen können. So mußten sie mit Kost für vier Tage versehen werden. In erster Linie gehörte dazu ein frisch geschlachteter Bock



Briefboten mit dem Hammel zwischen sich.

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main
DFG

oder Hammel, den die beiden Männer an einem festen Stock zwischen sich trugen. Außerdem gab's Kaffee, Mehl oder Reis; ein Kochkessel nebst Löffeln und Bechern durfte nicht fehlen. — Nun dachten diese Boten meistens: „Was sollen wir uns mit dem Hammel lange schleppen? Es ist doch viel gescheiter, wir verzehren ihn gleich." An der nächsten Wasserstelle wurde also Halt gemacht, das Tier zerlegt, gekocht und gegessen, bis nichts mehr übrig war. Für einen Hereromagen ist das gar keine besondere Leistung. Natürlich mußte dann noch ein tüchtiger Schlaf folgen, und so gestärkt wurde die Wanderung wieder aufgenommen. Zuerst ging das sehr schön, aber bald lockten die übrigen Speisevorräte so sehr, daß sie auch die kochten und verzehrten. Aber sie sind nun erst einen, höchstens zwei Tagemärsche weit gekommen, und erst in Walfischbai winkt wieder eine Mahlzeit. Da wird nun tapfer marschiert, immer schneller und schneller, je mehr der Hunger treibt, bis sie, aufs höchste erschöpft, ihr Ziel erreicht und das Briefpaket abgegeben haben. Nun können sie sich 1—2 Tage ausruhen, und die gütige Missionarsfrau hilft zur Sättigung des knurrenden Magens. Mit der von Kapstadt und Deutschland eingetroffenen Post und genügenden Lebensmitteln geht's dann wieder heimwärts. Freilich, Schafe gibt's nicht in Walfischbai, die bekommt man nur oben im Lande.

Später wurden Poststationen hin und her angelegt. Bis zu diesen kamen die Briefe für den Empfänger umsonst. Wir hatten unsere Post in Okahandja abzuholen, das war doch nur eine Tagereise entfernt von unserm Dorf. Ein guter Läufer konnte den Weg sogar an einem Tage hin und zurück machen. — Die Missionare in Ovamboland müssen dagegen auch jetzt noch ihre Post sehr weit herholen lassen, und da geht's gerade

so zu mit den Boten wie früher mit den unsern nach Walfischbai.

Vor 40 Jahren kam die Post nur alle halbe Jahre einmal, allmählich immer häufiger. Als sie monatlich kam, glaubten wir schon, jetzt hätten wir aber das Möglichste erreicht und könnten uns nichts Besseres wünschen. Aber noch öfter kommen jetzt die Schiffe. Zwei- bis dreimal im Monat kann man deutsche Post erwarten.

Viele Weiße haben in ihrem Haushalt männliche Dienstboten, die sogenannten Bambusen. Es sind meist junge Burschen. In den Missionshäusern nahm man aber fast ausschließlich Mädchen, schon um aus ihnen einen Stamm guter Mütter und Hausfrauen heranzubilden. Als Kinder von 10—12 Jahren kamen sie ins Haus und blieben oft bis zu ihrer Verheiratung, die ja aber auch schon in recht jungen Jahren erfolgt. Und das waren nicht nur Kinder armer Leute, sondern auch von den ovahona, den Großleuten, hier und da sogar eine Prinzessin, d. h. Häuptlingstochter. Den Eltern galt der Aufenthalt im Missionshause etwa als Pension, wo ihre Töchter allerlei Neues lernen konnten. Da war es nicht verwunderlich, wenn es zuweilen hieß: „Die und die Arbeit braucht mein omuatje, Kind, nicht zu tun.“ Wir mußten überhaupt sehr behutsam mit den Mädchen umgehen; wenn man sie mal hart anfaßte, so brausten sie auf: „Ich bin doch keine Magd!“ und gingen einfach davon. Sie hatten es ja nicht nötig, uns zu dienen. Manche Arbeit scheuten sie, die wirklich nicht unangenehm oder mühsam war; dagegen eine, gegen die sich wohl jedes weiße Mädchen energisch gesträubt haben würde, taten sie mit Wonne. Das war das wöchentliche Verschmieren der Lehmfußböden mit verdünntem, frischen Kuhmist. Wenn das Samstag nachmittags geschehen

sollte von unsern Hausmädchen, stellten sich sogar andere Kinder ein und baten, ob sie nicht helfen dürften. Dies war freilich auch eine der wenigen Arbeiten, die sie von Hause aus kannten. Durch dieses Verschmieren bleibt der Lehmboden fest.

Alle andere Arbeit im Hause der Weißen war ihnen so wunderbar, so fremd, daß es keine geringe Mühe war, die Mädchen und Frauen anzulernen. Zuerst mußte man ihnen geradezu die Hand führen zum Kehren, Staubwischen, Spülen, Abtrocknen und zur Wäsche. An andere Arbeiten stellte man sie erst nach längerer Zeit, denn sagte man ihnen zuviel auf einmal, so wurden sie erst ganz dumm. Als ich einer Magd zeigte, wie man kehrt, ermahnte ich: „Du mußt nicht den Staub in die Höhe kehren." Bei den Lehmböden gibt es natürlich zehnmal mehr Staub als bei Holzfußböden. Nachdem ich sie eine Weile allein gelassen hatte, fand ich, daß sie gerade da, wo es am nötigsten war, nicht gekehrt hatte. Ich holte sie herbei und zeigte ihr: „Sieh, da hast du noch nicht gekehrt." — „O nein, du hast gesagt, ich sollte nicht soviel Staub machen; wenn ich hier kehre, gibt es Staub, darum habe ich es gelassen," meinte sie in großem Ernst und wollte nicht begreifen, daß der Dreck vor allem weggekehrt werden müsse. Noch schwerer als Kehren begreifen sie das Staubwischen. Da reiben sie an einem Teil 10 Minuten lang herum, und schließlich ist's noch immer nicht frei von Staub. Und wie muß man aufpassen, daß sie nicht das nasse Spültuch für die Möbel nehmen. Eine Magd benutzte mit Vorliebe die Kleiderbürste, um Wasser vom Fußboden abzureiben. Zum Abtrocknen des Geschirrs wird das Küchentuch zu einem Ball geformt, der Teller auf den Tisch gesetzt und nun endlos lange erst die obere, dann die untere Seite gerieben. Ganz

besonders schmerzlich war es den meisten, daß ich nicht erlauben wollte, unser Geschirr und die Kochtöpfe einfach in dem Eimer zu waschen, der für das schmutzige Wasser bestimmt war, weil wir natürlich keinen Spülstein hatten. Der Eimer stand doch zu verlockend da, und immer wieder, ehe ich mich's versah, fuhren sie mit dem Geschirr da hinein. Darum trocknete ich unser Eßgeschirr selbst ab, damit diese Sachen nicht auch in den Schmutzeimer kamen. Nach Hererobegriff war letzteres schon die Höhe der Sauberkeit. Sie selbst pflegen ihre Schüsseln einfach auszulecken oder gar von ihren Hunden auslecken zu lassen. Daß ich ihnen nicht erlaubte, unsere Teller abzulecken, verargten mir unsere Dienstleute sehr.

Je jünger sie waren, um so leichter nahmen sie natürlich Belehrung an, je älter, desto schwerer begriff der ohnehin nicht große Hereroverstand das viele Neuartige, darum nahmen wir am liebsten Kinder. Für die schwereren Arbeiten wie die Wäsche, mußten aber Frauen aushelfen. Natürlich sind die Hererokinder ebensowenig wie die Großen der Ansicht, daß Arbeit das Leben süß macht, und man kann's ihnen nicht verdenken, daß sie lieber spielen, und daß es ihnen hart erscheint, in irgend einer Weise tätig sein zu sollen, wenn ihre Gefährten draußen sich nach Herzens Lust vergnügen. Da denken sie oft genug: lieber hungrig und nackend in Freiheit, als bei guter Kost und Kleidung arbeiten müssen. Die Kinder in der Werft dagegen, die oft so hungrig sind und in den kalten Monaten vor Frost zittern, beneiden dann wieder ihre Genossen im Hause des Missionars.

Sehr oft mußten wir hören: „Ich bin müde von der Arbeit, ich muß jetzt eine Weile ruhen." Damit meinten sie nicht einige Stunden, sondern Wochen und Monate. Wenn es aber in der Werft nichts mehr zu

essen gab, stellten sie sich wieder zur Arbeit ein. Uns schienen oft die Leistungen der Leute, die sie für uns taten, ob es nun Kinder oder Erwachsene waren, wie Spielerei gegenüber unserer eigenen Arbeit, aber sie selbst jammerten: „Du machst mich tot mit deinen Forderungen."

Jetzt, da alle Leute arbeiten, und die meisten im Dienst von Weißen stehn, wird es ihnen wohl nicht mehr als eine schwere Zumutung erscheinen, wie zu der Zeit, da der Arbeitende eine Ausnahme war unter all den Faulenzern. Gewiß werden viele bald eine innere Befriedigung in regelmäßiger, treuer Arbeit finden, und wer weiß? vielleicht versüßt sie auch den Herero noch das Leben.

9. Kapitel.

# Wie die Herero die Zeit bestimmen.

Wieviel Uhr ist es? Bei uns ist das eine häufig wiederkehrende Frage. Ein Herero würde uns dabei sehr dumm ansehen und sagen: „Hi n'okutjiua" = „ich weiß nicht". Seine Uhr ist die Sonne, und seine übrigen Zeitbestimmungen richten sich nach dem Mond. Vielleicht denken die Leser, die Herero hätten Sonnenuhren, wie sie unsere Vorväter benutzten. O nein, sie schauen einfach nach dem Himmel, wo die liebe Sonne fast immer in strahlendem Lichte zu sehen ist. Ganz genau können sie nach ihr die Tageszeit natürlich nicht bestimmen. Am einfachsten ist Sonnenaufgang, Untergang und Mittag. Daneben haben sie noch einige ungefähre Bestimmungen: omuhuka omunene, früh morgens; omahatenja, wenn der Mittag vorbei ist; omapeta, wenn die Sonne sich neigt; und ongurova, Abend. Will man jemand bestellen auf die Zeit zwischen 8 und 11 oder zwischen 3 und 5 Uhr, so mußte man es ihm am Himmel zeigen: „Komm, wenn die Sonne da und da steht." Selbstverständlich bleibt das immer eine nur ganz ungefähre Angabe, und man darf sich nicht wundern, wenn einer erst um 5 Uhr kommt, den man um 3 Uhr erwartet hatte, oder auch umgekehrt. Unsere Nähschülerinnen stellten sich gewöhnlich eine Stunde vor der Zeit ein und erst recht die armen Kinder, welche

mittags bei uns Kost erhielten. Arbeiter dagegen kamen sicher eher zu spät als zu früh.

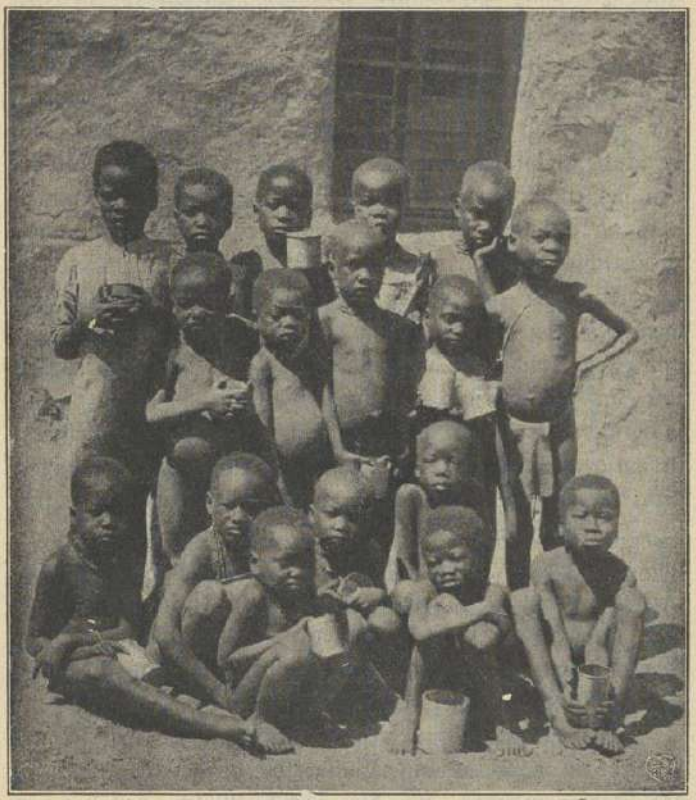
Wenn man gerade von Deutschland gekommen ist, wird einem solche Unpünktlichkeit schwer. Später gewöhnt man sich daran, ja, man ist auf einsamen Stationen oder Farmen sehr in Gefahr, selbst willkürlich mit der Zeit umzugehen. Man stellt sich die Uhren, wie es einem gerade paßt, so daß sie auf zwei Nachbarorten ein bis zwei Stunden auseinandergehen. In den letzten Jahren unsers Dortseins lernte ich von einem Ingenieur genau die Zeit nach Auf- und Untergang der Sonne berechnen. Seitdem hatte ich das angenehme Bewußtsein, nach der richtigen Zeit zu leben.

Einen für jenen Himmelsstrich ausgearbeiteten Kalender gab es nicht. Da man in Hereroland dem Äquator um ein gut Teil näher ist als in Deutschland, so ist längst kein so großer Zeitunterschied von Sonnen-Aufgang und -Untergang wie hier. Am Äquator selbst geht ja die Sonne immer um 6 Uhr morgens auf und um 6 Uhr abends unter, fast ohne Dämmerung. In Südwestafrika beginnt der längste Tag um $5\frac{1}{4}$ Uhr und geht abends $6\frac{3}{4}$ zur Neige. Am kürzesten Tag geht die Sonne um $6\frac{3}{4}$ Uhr auf und um $5\frac{1}{4}$ unter. Die Dämmerung ist ziemlich kurz. Man täuscht sich dadurch oft in der Zeit. Eben stand die Sonne noch hoch, und bald darauf ist es schon dunkel.

Nur wenige Herero konnten zu unserer Zeit nach der Uhr sehen, selbst der Schulmeister, der doch mehrere Jahre im Seminar gewesen war, studierte jeden Morgen wie ein kleines Kind unsere Wanduhr. Ich hatte versucht, unsern Hausmädchen die Uhr zu erklären, aber vergeblich. Sie horchten nur, wievielmal dieselbe schlug. Es hatte aber auch zuweilen seinen Vorzug, daß sie nicht

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nach der Uhr sehen konnten. Öfters geschah es, daß ich gerne irgend eine Arbeit noch vor der Mittagspause fertig gehabt hätte, z. B. bei der Wäsche, weil vor 3 Uhr



Kinder, die Kost erhalten.

sich keine Hand wieder dazu rührte. Da half ich mir, indem ich die Uhr einfach still stellte. Hörten die Wäscherinnen nicht, daß es 12 schlug, so wuschen sie getrost weiter.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Zur Schule, zum Taufunterricht und Gottesdienst wird natürlich die Kirchenglocke geläutet, aber — soweit es der Missionar nicht selbst tut — geschieht das auch nicht zu ganz bestimmter Stunde. Besonders in den kälteren Monaten, in denen die Eingeborenen am liebsten den ganzen Tag in ihrer Hütte ums Feuer liegen, will dem Missionar oft der Geduldsfaden reißen, wenn sich der Schulmeister oder der Älteste gar nicht einstellen, und er läutet selbst einmal an, um die Säumigen anzutreiben. Im heißen Sommer dagegen ist alles schon mit Sonnenaufgang auf den Beinen, um nachher die Mittagsstunden zu verschlafen.

Für den heidnischen Herero hat die Zeit herzlich wenig Wert; er fragt nur, ob es Zeit ist, seine Kühe und Ziegen morgens und abends zu melken, sie zu tränken und auf die Weide zu führen. Wenn einer sagt: „Me ja tjimanga" = „ich komme gleich", so ist das vielleicht in einigen Stunden; „ich komme bald" in einigen Wochen; „ich komme morgen früh", so wird's oft 10 oder 11 Uhr.

Die Nachtstunden erkennen sie am Stand des Mondes und der Sterne. Dem Abendstern haben sie den Namen „Okunu omaere" = „Zeit des Dickmilchtrinkens" gegeben, und den Stern Jupiter nennen sie „Nachtführer". Die Morgendämmerung heißt bei ihnen „omenue ondjou" = „Trinkzeit des Elefanten".

Auch zur Wochenabteilung brauchen sie den Mond. Wollte ich z. B. meine Wäscherin, die weit außerhalb des Dorfes wohnte, für die nächste Wäsche bestellen, so erklärte ich ihr: „Du mußt kommen, wenn der Mond voll ist oder halb oder viertel." Oft kam sie einen Tag früher als nötig. Das war immer noch besser, als wenn ich die Wäsche eingesteckt hatte und meine Sata blieb aus. — Die Herero rechnen häufig die Zeit des zu-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nehmenden und des abnehmenden Mondes für je einen Monat. Man kam dadurch leicht mit ihnen in Meinungsverschiedenheiten. Hatte man einen bestimmten Lohn für einen Monat versprochen, so verlangten sie solchen manchmal schon nach einem halben Monat.

Die Herero rechnen wie wir vier Jahreszeiten: Frühling, Sommer, Herbst und Winter, nur daß dort der Frühling im September beginnt und der Winter zu der Zeit, wenn in Deutschland der Sommer kommt. Ihr Winter ist aber nicht mit dem deutschen zu vergleichen, höchstens mit dem Herbst.

Die Eingeborenen Südwestafrikas kennen noch keine Jahreszahlen, und wenn man einen Herero fragt: „Wann bist du geboren?“ kann er nicht einfach sagen: 1880 oder 1892. Wenn eine Heidentaufe stattfindet, so will der Missionar wissen und ins Kirchenbuch eintragen, wann die Leute geboren sind. Er bringt das auch heraus, aber nicht ohne Mühe. — Die Herero geben nämlich jedem Jahr, das verflossen ist, einen Beinamen nach irgend etwas Sonderlichem, was dasselbe gebracht hat. So heißt das Jahr 1848 „Ojomeva omanene“ = „Jahr der Wasserfluten“, 1860 „Ojepunga“ = „Jahr der Lungenseuche“, 1864 „Ojotjikoroha“ = „Jahr der Pocken“, 1866 „Ojerambu“ = „Jahr der Magerkeit“, 1871 „Ojoheo“ = „Jahr der Pfeilspitze“, (die einem Häuptling gestohlen war). Es gibt Jahre der Heuschrecken, der Rinderpest, des Fiebers, der Halsgeschwulst. Nach Kriegen und Ochsen sind viele Jahre benannt. Manchmal wiederholen sich ja die Namen, dann werden erläuternde Zusätze gemacht.

Die Missionare haben vom Beginn ihrer Arbeit im Hereroland an sich diese Jahresnamen aufgeschrieben. Sagt nun ein Täufling: „Ich bin im Jahre des großen Kometen geboren“, so schlägt der Missionar in seinem

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Verzeichnis nach und findet, daß es 1882 ist. Das Jahr der Geburt kann er also feststellen, nicht aber Monat und Tag, was dem Herero auch ganz nebensächlich erscheint. Sogar die Christen wußten selten, wieviel Jahre ihre Kinder zählten, geschweige, wann ihr Geburtstag war. Es erscheint ihnen ganz merkwürdig, daß wir unsere Geburtstage wissen und feiern. Es genügt doch, sich zu freuen, daß man überhaupt geboren ist.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

10. Kapitel.

# Hunger tut weh!

In Südwestafrika kann man es sich leichter als in Deutschland vorstellen, wie es zu Josephs Zeit in Ägypten und den umliegenden Ländern aussah in den sieben Jahren der Dürre und der Teurung, oder im Lande Kanaan, als nach des Propheten Elias Wort es drei Jahre lang nicht regnete. So etwas kennt man hierzulande doch nicht. Auch wir haben in Hereroland manche Jahre furchtbarer Dürre miterlebt, wo man sich schließlich sagte: „Wenn es nicht bald regnet, so müssen wir verdursten." Unsere Pumpen gaben schon längst kein Wasser mehr. Auch die vielen, zum Teil sehr tiefen, offenen Brunnen, die sonst nur zur Bewässerung der Mais- und Gemüsepflanzungen dienten, waren bis auf einen einzigen völlig trocken. Aus diesem letzten konnten täglich noch etwa zwei Eimer ganz trübes Wasser mühsam becherweise geschöpft werden. Unmöglich war's, dasselbe ungekocht und unvermischt zu trinken. O wie hieß es da, sparsam mit dem Wasser umzugehen! Zum Glück bedurften wir keines Wassers zum Reinigen der Zimmer, da wir nur Lehmfußböden hatten wie die Herero in ihren Hütten. Jeder Tropfen schmutziges Wasch- und Spülwasser wurde an die Oleandersträuche gebracht, die wir in Kisten an unserm Haus stehen hatten. Sie sollten doch nicht auch zugrunde gehn, wie alles im Garten. Wenn aber dieser letzte Brunnen noch versiegte, was sollte

dann werden? Immer wieder schaute man nach dem Himmel aus, ob nicht ein Wölkchen Hoffnung mache auf Regen, aber in stets gleichem, klaren Blau wölbte er sich über dem dürren Lande.

An der Schattenseite unseres Hauses, wohin nie ein Sonnenstrahl kam, hatten wir oft 35 Grad Reaumur. Und gar erst in der Sonne! Schon um 10 Uhr morgens zeigte der Thermometer 40 Grad. Hing ich Wäsche draußen auf, so war die am Anfang der Leine trocken, bis ich am Ende fertig aufgehängt hatte. Die Steinplatten vor unserer Haustür waren mittags so heiß, als stünde man auf einem Herd. Kopf und Augen konnte man nicht genug schützen gegen die blendenden Sonnenstrahlen. Das ganze Land sah grau aus, eine öde, dürre Wüste, ein trostloser Anblick.

Wie oft kamen die Hirten abends nach Hause und meldeten, es sei eine Kuh oder ein Schaf am Wege liegen geblieben vor Schwäche und Hunger! In solchen Jahren war die Not der Eingeborenen übergroß. Sie hatten, da Milch ihre Hauptnahrung war, nichts zu leben. Ganz ausgeschlossen war natürlich die Bepflanzung der Gärten, und im Felde war auch so gut wie nichts zu holen von Wurzeln und Beeren. Da wurde Jagd gemacht auf Mäuse, Eidechsen und dergleichen. Man konnte auch oft Perlhühner mit der Hand fangen, so schwach waren sie vom Hunger.

Die Eingeborenen aßen gierig jedes Stück Vieh, welches starb. Und als im Jahre 1897 die schreckliche Rinderpest herrschte, wobei 95 Prozent der Ochsen und Kühe eingingen, verzehrten sie sogar dies verpestete Fleisch; was sie nicht gleich essen konnten, schnitten sie in Streifen und trockneten es in der Sonne, um es später zu kochen. Freilich, die deutsche Regierung war streng dahinter her,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

daß die gefallenen Ochsen gleich vergraben wurden, aber überall konnten sie nicht Aufsicht führen. Es geschah sogar, daß die Hungernden nach Wochen die Kadaver wieder aufgruben und aus den Knochen noch Suppe

Waisenkinder in Omaruru.

kochten. So entsetzlich war die Not. Sonst hatten sie sich doch zuweilen noch Mehl und Reis bei den weißen Händlern kaufen und mit Vieh bezahlen können. Das war nun vorbei.

Im nächsten Jahre brach — jedenfalls infolge des genossenen Pestfleisches und des verseuchten Wassers —

ein so schlimmes Sterben über die Menschen herein, wie es nie zuvor gewesen war. Ganze Dörfer starben aus. Es waren keine Gesunde mehr da zum Begraben der Toten. Da steckte man oft einfach die Hütten über den Leichen an. Die Totenklage verstummte. Die Leute waren förmlich erstarrt durch all das Sterben um sie her.

Wenn auch solche schlimme Zeiten zum Glück nur selten kamen, so gab es doch jedes Jahr eine mehr oder weniger böse Hungerzeit, solange das Vieh nur wenig oder gar keine Milch gab. Dann zerstreuten sich die Leute im Lande, um allerlei Eßbares zu suchen: Zwiebelchen, Beeren, Knollen, besonders auch das süße Baumharz. Fragte der Missionar in der Schule oder im Taufunterricht: „Wo sind die und die?“ so hieß es: „sie sind fort, omapia (Harz) zu suchen.“ Half man da nicht mit etwas Kost, so war die Schule bald leer. Man konnte es auch wirklich keinem verdenken, wenn er irgendwo seinen Hunger zu stillen suchte. Die Kinder sahen in schlimmen Jahren oft zum Erbarmen aus, mit aufgetriebenem Leib von all dem unverdauten Zeug, das sie verschlangen, um nur den Hunger nicht so zu fühlen. Die Männer zogen ihre Leibriemen immer fester an; Hungerriemen konnte man sagen.

In solchen Hungermonaten kochte ich täglich einen großen Topf voll Kürbis- oder Mehlbrei für die armen Kinder. Anfangs wußte ich nicht, wie ich diese auswählen sollte. Als die Schule ausging, die neben unserm Hause lag, stellte ich mich an die Hofmauer und fragte: „Wer von euch hat großen Hunger?“ — „Ich, ich, ich,“ schrie die ganze Schar und wollte direkt in die Küche stürzen. Für alle hatte ich aber nicht Vorrat und sagte darum: „Nur die Kleinen dürfen kommen.“ Kaum konnte

ich die Großen zurückhalten. In drei Blechschüsseln füllte ich dann etwa zwanzig Kindern Kürbisbrei aus. Im Umsehen waren die Näpfe leer ohne Löffel, und dabei gab's ein Geheul und Gezänke zwischen denen, die mehr erwischt hatten, und denen, die zu kurz gekommen waren, das war ganz schrecklich. Ich stand ratlos da. Von jenseits der Mauer riefen die Großen unaufhörlich: „Gebt uns etwas mit, wir sind auch hungrig." Am folgenden Tage war es gerade so; da sagte ich mir: „In dieser Weise geht es nicht." Darauf schrieb mein Mann mir eine Liste der Kinder auf, die es ganz besonders nötig hatten. Nun rief ich an der Hofmauer die Namen auf und ließ die Kinder gruppenweise in die Küche kommen, gab auch jedem Kinde sein besonderes Schüsselchen, meist alte Blechdeckel. Das ging besser, aber immer suchten sich doch andere einzudrängen. Ließ ich mich draußen sehen, so schrie mir alles entgegen: „Juffrouw, mbi n'ondjara" = „ich habe Hunger" oder sogar: „Mba t'ondjara" = „ich bin tot vor Hunger". Ja, wie gerne hätte ich allen geholfen, aber das war unmöglich. Manche besonders Hungrige strichen den ganzen übrigen Tag um unser Haus, und jedesmal, wenn sie mich erblickten, riefen sie kläglich: „Mba t'ondjara", so daß ich mich schließlich über sie erbarmen mußte. Jede Brotrinde, jeder Löffel Brei, jeder Schluck Dickmilch wurde mit Dank angenommen; nichts wurde verschmäht. Neidisch sahen sie auf die Teller unserer Katzen und unseres Hundes. Es schien ihnen unrecht, Tiere zu füttern, wo Menschen hungerten.

Bei den großen Leuten war es nicht viel anders als bei den Kindern. Es kam vor, daß sogar nachts noch Leute an unser Fenster klopften und jammerten: „O Lehrer, gib mir doch etwas zu essen, ich kann nicht

schlafen vor Hunger." Wie hätte man da nicht aufstehen sollen und ihnen ein Stück Brot geben!

Auf einer Ochsenwagenreise hielten wir eines Mittags in menschenleerer Wüste unsere Rast. Da hörten wir plötzlich eine Stimme: „Vatera, vatera" = „Hilfe, Hilfe." Ganz erschrocken fuhren wir auf, und unsere Wagenleute, der Treiber Timotheus mit seiner Keule an der Spitze, eilten, der Stimme folgend, in ein nahes Gebüsch. Mein Mann folgte ihnen und rief mir lachend zu: „Komm doch schnell her." Es war also nichts Schlimmes. Ich hätte meinen Lesern den komischen Anblick gegönnt, der sich da unsern Augen bot.

Da stand unter einem niedrigen Baum ein elendes, fast nacktes, schwarzes Weib und hielt eine über einen Meter lange Rieseneidechse am Schwanz fest. Diese saß auf dem Baum und suchte zu entfliehen. Solche Schuppeneidechsen kommen dort im Lande nicht selten vor. Das große Reptil fauchte schrecklich, aber die Frau hielt fest und rief nun unserm Timotheus mit der Keule zu: „Zepa, zepa" = „töte, töte". Mit einigen wuchtigen Hieben erlegte er den Leguan richtig. — Was wollte die Frau nur mit dem Tier? Sie war hungrig, hatte nach irgend etwas Eßbarem gesucht, und da kam ihr die Eidechse vor die Augen. Solch einen kostbaren Braten konnte sie sich doch nicht entgehen lassen. Glückselig nahm sie denselben jetzt von Timotheus in Empfang. Schnell sammelte sie dürres Reisig, holte bei unserm Wagen einen Feuerbrand, steckte das Holz an und briet nun den Leguan im Feuer mit Haut und Haaren. In der Erwartung des leckeren Mahles stand sie davor und schüttelte sich vor Lachen über ihr großes Glück, sich mal satt essen zu können. Ohne Salz oder andere Zutat

Mehlausteilung in Otjosazu.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wurde das Tier verspeist; ein scharfer Stein ersetzte das Messer zum Zerlegen. Wir aber zogen unsere Straße weiter in tiefem Mitleid um das arme Bergdamraweib.

Es ist ganz wunderbar, was die Eingeborenen an Hunger aushalten können; weiße Leute würden viel eher zugrunde gehen. Andrerseits können die Herero auch wieder schrecklich viel auf einmal essen, wie diese Frau mit dem Leguan und jene Briefboten mit ihrem Schaf beweisen. Es hat ja entschieden etwas für sich, wenn man so auf Vorrat essen und dann tagelang wieder hungern kann.

In dem sehr schweren Krankheits- und Hungerjahr 1898 hatten Missionsfreunde in Deutschland Mehl und Reis geschenkt zur Verteilung an die Notleidenden. Zweimal wöchentlich versammelten sich die Armen auf unserm Hof, jedes mit irgend einem Gefäß. Man mußte beim Austeilen sehr aufpassen. Immer versuchten einige, doppelte Portionen zu erwischen. Womöglich verschlangen sie das rohe Mehl und zeigten dann den leeren Becher wieder vor. Besonders wenn Kinder von ihren Eltern geschickt wurden, brachten sie es selten übers Herz, die Kost nach Hause zu bringen, wo sie in viele Teile ging. Lieber das Sichere vorweg genommen, wenn das ungekochte Mehl auch nicht gerade gut schmeckte, und dann womöglich sich noch einen zweiten Becher voll vom Missionar geben lassen. Hätten die Herero nur ordentlich gekocht. Das verstanden sie aber nicht. Immer wieder erklärten wir ihnen: „So und so müßt ihr's machen." Ganz einverstanden sagten sie: „i, i, ja, ja, so machen wir es." Kam man aber nachher in die Werft und schaute in die Kochtöpfe, so sah man Wasser, in dem Mehlklüten schwammen. Das Korn pflegten sie ein wenig

im Feuer zu rösten oder nur mit Wasser aufzuquellen, wenn sie es nicht auch ganz roh aßen.

Immer wieder, wenn die Herero zu uns kamen mit der Bitte: „Gebt uns zu essen, wir haben Hunger," mußten wir denken: „Wäre doch euer Hunger nach Gottes Wort so groß wie nach irdischer Speise, wie würden wir mit Freuden suchen, denselben zu stillen."

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

11. Kapitel.

# Schwerer Anfang der Missionsarbeit.

Im Jahre 1844 sandte die Rheinische Mission ihre ersten Sendboten zu diesem armen, verkommenen Hererovolk, das bis dahin im tiefsten Heidentum dahinlebte, ohne eine Ahnung von Gott und seinem geoffenbarten Wort.

Missionar Hugo Hahn war dabei der Pionier und Bahnbrecher, und einige Monate später trat ihm Missionar Rath zur Seite bei dem unsagbaren schweren Anfang der Missionsarbeit. Es gehörte ein großer Mut und vor allem ein starker Glaube dazu, um sich unter einem völlig rohen, wilden, heidnischen Volke niederzulassen, von dessen Sprache man nicht das geringste verstand. Die Missionarsleute kamen sich oft vor wie Schafe mitten unter den Wölfen.

Den Ort Otjikango, den sie Neu-Barmen nannten, wählten sie zu ihrem Wohnplatz. Die Eingeborenen konnten gar nicht begreifen, was diese weißen Leute wohl bei ihnen wollten. Sie hatten bisher überhaupt nur wenige gesehen; diese hatten Wild gejagt oder in den Bergen nach edlen Metallen gegraben. Das taten die Missionare aber nicht, sondern sie siedelten sich richtig unter ihnen an, als ob sie immer dableiben wollten. Was konnte das zu bedeuten haben? Neugierig schauten sie zu, wie jene unter einem großen Dornbaum eine

Hütte errichteten und sich dann an den Bau eines festen Lehmsteinhauses begaben. Fast alles mußten sie mit eigenen Händen tun, denn nur ihre Nama-Wagenleute halfen ihnen; mit den Herero konnten sie sich noch nicht verständigen. So ging die Arbeit gar langsam voran, und sie sehnten sich doch so sehr, bald unter ein festes Dach zu kommen. Die Hütte war so undicht, daß bei jedem starken Gewitterregen das Wasser durch alle Fugen hereinströmte. Sie wußten oft nicht, wie sie sich selbst und ihre Habseligkeiten vor der Nässe schützen sollten. Nachts umkreisten Löwen, Leoparden und Hyänen ihr Häuschen und raubten ihnen den Schlaf. Meist mußte einer von ihnen mit geladenem Gewehr Wache stehn, um die Raubtiere zu verscheuchen.

Und die Menschen, um derentwillen sie gekommen waren, machten ihnen noch viel mehr Not als die wilden Tiere. Solch eine Gemeinheit, wie unter den Herero, hatten sie nicht einmal unter den Nama gefunden. Jeder Begriff von Scham schien ihnen abhanden gekommen zu sein. Dazu umlagerten sie die Missionare mit der frechsten Zudringlichkeit, besahen sich nicht nur ihre Geräte, ihr Handwerkszeug, sondern nahmen auch kaltblütig mit, was ihnen gefiel, als wenn sie das größte Recht dazu hätten. Sie bettelten und stahlen wie die Raben, und die Missionare konnten sich ihrer Unverschämtheit nicht erwehren, weil sie eben ihre Sprache noch nicht verstanden.

Ja, die Sprache! die brachte doch die Hauptnot. Sie mußten dieselbe den Eingeborenen geradezu vom Munde ablauschen, denn eine Schrift hatten diese nicht. Ohne irgend welche Hilfsmittel und ohne Lehrer waren sie darauf angewiesen, durch Hören, Raten und Vergleichen den Sinn der fremden Töne zu ermitteln, die dazu noch undeutlich und halb verschluckt an ihr Ohr drangen. Als

sie erst fragen konnten: „Was ist dies?“ waren sie überglücklich.

Jedes Wort, das sie herausfanden, notierten sie sorgfältig, und wenn ihnen eins schon bekannt vorkam, sahen sie schnell in ihrem Notizbuch nach; ja, da stand es schon. So lernten sie bald die Bedeutung der einzelnen Wörter, aber es schien lange unmöglich, eine zusammenhängende Rede zu verstehen, obwohl sie allen Scharfsinn aufboten, um die fremdartigen Regeln der Herero-Satzbildung zu erfassen. Oft waren sie so verzweifelt, daß sie glaubten, das Land verlassen zu müssen.

Missionar Rath.

O, wie viele, heiße Gebete sandten sie zu Gott um Hilfe empor, und er ließ sie nicht vergeblich rufen. Endlich, nach zweijähriger Arbeit, fanden sie den Schlüssel zu der Hererosprache, und nun entwirrte sie sich ihnen wie von selbst. Als sie aber anfangen wollten, den Leuten das Evangelium zu verkünden, zeigten sich neue Schwierigkeiten, denn sie hatten keine Ausdrücke für geistliche Dinge gefunden. Vergeblich suchten sie nach Worten für Sünde, Gerechtigkeit, Heiligkeit, Keuschheit u. s. f. Sie achteten es für ein großes

Glück, als sie wenigstens ein Wort für Schuld fanden, und das wurde dann zunächst auch für Sünde genommen. Es bedurfte geradezu einer Umgestaltung der Sprache in christlichem Geiste, um sie zur Verkündigung des Evangeliums benutzen zu können. So wählten sie z. B. das Wort „kambura" = „nehmen" für „glauben", und „heiliger Wind" für „heiliger Geist", „ombepo ondjapuke".

Missionar Dr. Hugo Hahn.

Ihre ersten Predigten trugen die ärmlichste Gestalt. Es war ja nur ein Stammeln von den herrlichen Wahrheiten des Christentums. In ihrer Kammer saßen die Missionare auf dem Bettrand ohne Amtskleidung, die Eingeborenen, so viele sich hatten herzubitten lassen, auf dem Fußboden. Ein holländischer Liedervers wurde gesungen, dann die mühsam zusammengestellte Predigt vorgelesen, wieder gesungen und kniend in der Hererosprache gebetet. „Es ist ein unbeschreibliches Gefühl, nach so langem Harren in einer Sprache, in welcher es noch nie geschehen, Gottes Wort verkündigen und vor den Gnadenthron treten zu dürfen," so schrieb damals Missionar Rath.

Wie man sich leicht vorstellen kann, verging aber noch eine lange Zeit, ehe die Herero recht begriffen, was man ihnen sagen wollte, und was überhaupt Glaube, Hoffnung, Friede, Geduld, Gütigkeit, Sünde, Gerechtigkeit und Heiligkeit bedeuten sollten. Die Herero staunten die

Missionare immer wieder an und kamen zu dem Schluß, sie müßten wohl Zauberer sein. Daß sie so gut und hilfsbereit waren, ließen sie sich wohl gefallen, und die Armen bauten sich ihre Hütten um das Missionshaus in Otjikango, Neu-Barmen, herum. Missionar Hahn hatte den Namen „der große Häuptling" unter den Herero und genoß hohes Ansehen im Lande, denn einer kraftvollen Persönlichkeit, wie Hahn es war, ordnen sich die wenig energischen Eingeborenen leicht unter. Er war in der Tat ein besonders tüchtiger, ein bedeutender Mann, wie geschaffen zu solcher Pionier-Arbeit der Mission.

Das Land war damals ein Schauplatz wilder Kriege, aber die Missionsstation wurde als eine Freistatt angesehn. Hier konnte sogar in völliger Sicherheit Markt gehalten werden. War in der Nähe Mord oder Totschlag verübt, so mußte der Missionar das Urteil sprechen. Die Häuptlinge fragten ihn um Rat und stellten sich unter seinen, des Fremden, Schutz, der doch nichts von irdischer Macht hatte. Für einen aus dem Inneren kommenden Herero war der äußere Eindruck von Otjikango so überwältigend, daß er — als er Hahn von Himmel und Hölle hatte predigen hören — ausrief: „Ja, hier bei dem weißen Lehrer, da ist der Himmel, aber bei uns unter all dem Krieg und Blutvergießen, da ist die Hölle!"

Mit all ihren Nöten und Begehren kamen die Eingeborenen zu den Missionaren, sogar mit ihren Krankheiten, wenn ihr Zauberer ihnen nicht helfen konnte. Und durch ihre ärztlichen Hilfeleistungen standen sie ihnen bald hoch über ihren Medizinmännern.

Das alles hinderte aber nicht, daß die Herero ihre Wohltäter oft arg bestahlen und ihnen Not und Mühe machten, wo sie nur konnten. Das überraschte jene aber durchaus nicht; was ließ sich auch anders erwarten von

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Heiden? Sie nahmen sich vielmehr der Leute mit der größten Freundlichkeit an, lehrten sie, Gärten anzulegen, Mais und Kürbis zu bauen, Weizen zu säen und ihre Wohnungen besser einzurichten. Je mehr sie nun ihr Vertrauen erwarben, um so leichter konnten sie ihnen allmählich einen Begriff davon beibringen, was sie eigentlich aus dem Vaterlande zu ihnen, den nackten, schmutzigen Herero getrieben hätte.

Inzwischen hatten Hahn und Rath auch eine kleine Kirche gebaut, und nach dreijährigem Aufenthalt waren sie so weit der Sprache mächtig, daß sie es wagen konnten, einen geregelten Gottesdienst einzuführen. Immer hatten sie aber noch Sorge, ob sie den Herero auch nichts Verkehrtes sagten, und ob diese sie wirklich verstünden.

Ganz allmählich ging es vorwärts, und als dann 1849 ihnen ein dritter Missionar zu Hilfe kam und dazu eine kleine Druckerpresse von Deutschland gesandt wurde, konnten sie schon daran denken, einige Lehrbücher zu drucken. Nun fingen sie an, die Leute lesen zu lehren. Dann kam eine biblische Geschichte an die Reihe, und deutsche, geistliche Lieder wurden ins Herero übersetzt, sie sollten beim Gottesdienst gesungen werden.

Das alles kam den Schwarzen sehr wunderlich vor. Das Singen, Beten, Predigen war ihnen zum Teil zum Lachen, aber sie ließen es sich doch gefallen. Rief der Missionar die Kinder zur Schule, die Erwachsenen zum Gottesdienst, so kamen sie anfangs sehr zahlreich, denn sie hofften, für ihr Zuhören und Lernen Bezahlung zu erhalten. Das geschah natürlich nicht, deshalb blieben die meisten wieder weg. Die Kinder besuchten einige Tage die Schule und hielten sich dann wieder wochenlang im Felde auf, um das Vieh zu hüten.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Während des Gottesdienstes unterhielten sich die Männer oft ganz ungeniert über ihr Vieh, und die Frauen bemühten sich um ihre kleinen Kinder, die sie natürlich mitgebracht hatten. Hunde und Ziegenlämmer liefen aus und ein, bellten und meckerten. Es war ein Kunststück für den predigenden Missionar, dabei seine Fassung nicht zu verlieren.

Nach und nach lernten die Leute mehr Anstand, verhielten sich ruhiger und schlossen auch die Kirchtüren, daß die Tiere nicht hinein konnten. Immer besser hörten sie auf das, was der Missionar predigte und zeigten Interesse dafür. Mit der Zeit wurden auch noch andere Missionsstationen angelegt, aber es war kein Gedanke daran, daß nur einer sich zum Taufunterricht gemeldet hätte, soviel die Missionare auch darum beteten.

Ihr äußeres Leben war dazu eine Kette von Not und Entbehrungen. Sie konnten doch nicht wie die Schwarzen leben. Was sie an Proviant und an Kleidung anfangs mit ins Land gebracht hatten, war bald verbraucht. Wo sollten sie beides hernehmen? Eigenes Vieh hatten sie noch nicht, und die geizigen Herero gaben ihnen nicht einmal Milch ab ohne Bezahlung. An Tauschartikeln fehlte es ihnen aber auch. Zwar stand es ihnen frei, Wild zu jagen, und das benutzten sie auch fleißig; aber alle Tage Wildfleisch zu essen, morgens, mittags und abends ohne Zukost, das hält ein Europäer nicht lange aus. Längere Zeit hatten sie nicht einmal Brot, weil auch das Mehl zur Neige gegangen war.

Höchst selten fuhr damals ein Schiff von Kapstadt nach Walfischbai, das ihnen Vorräte hätte mitbringen können, und es fehlte vor allem noch völlig an einem Fahrweg von der Küste ins Land hinauf. Da machte Missionar Rath sich auf und reiste über Land nach dem

Kap. Volle sechs Monate war er unterwegs, und als er dann mit Mehl, Reis und anderen Lebensmitteln zurückkam, stellte es sich heraus, daß das meiste durch den Schweiß der Tragochsen verdorben und ungenießbar geworden war. Es kam vor, daß sie auch kein Fleisch hatten und mit gekochten Wildhäuten vorlieb nehmen mußten. In Ermangelung von Zeug zu Kleidern nähten die Missionarsfrauen für sich selbst, sowie für ihre Männer und Kinder Röcke, Hosen und Jacken von Fellen.

Das stille Heldentum dieser Frauen war vielleicht noch größer als die tapfere Arbeit der Missionare. Sie waren keine von denen, welche die Aufgabe ihrer Männer durch Klagen und Ansprüche noch vermehren. Nein, wenn Hahn selbst einmal mutlos wurde, so richtete seine glaubensstarke Frau ihn immer wieder auf. Kaum weniger als ihr Mann wurde sie von den Eingeborenen verehrt und als Mutter von ihnen geliebt. Bei Schwester Rath war es nicht anders. Aber wie hätten sie solch ein Leben aushalten können, wenn sie nicht täglich aus Gottes Fülle sich Kraft, Weisheit, Liebe und Geduld hätten schenken lassen?

Die Missionarinnen zogen sich junge Hereromädchen zur Hilfe im Hause heran; das war auch keine kleine Aufgabe. Aber wichtiger als deren Anleitung zu allen häuslichen Geschäften war es ihnen, daß diese Mädchen in ganz anderer Weise noch als ihre Landsleute unter den Schall des Wortes Gottes kamen und sie im Missionshaus ein Vorbild christlichen Lebens und Wandels hatten. Und diese Arbeit blieb nicht vergeblich. Eins dieser Hausmädchen, Uerita hieß sie, wurde der Erstling der Christen aus den Herero. Mehrere Jahre hatte sie schon bei Hahns gewohnt, und Gottes Wort wurde ihr immer lieber.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Endlich wagte sie sich mit der Bitte hervor, unterrichtet und getauft zu werden. Missionar Hahn gab ihr noch Bedenkzeit und machte sie darauf aufmerksam, daß es für sie besondere Schwierigkeiten haben werde, als einzige Christin unter ihren Landsleuten zu stehn. So könne sie z. B. nicht daran denken, zu heiraten, denn als Getaufte dürfte sie nicht die Frau eines Heiden werden.

Uerita blieb aber fest, und nach längerem Unterricht wurde sie auf den Namen Johanna Maria getauft. Nach 14 langen Jahren durften die Missionare die erste Frucht ihrer Arbeit sehen. Welch ein Freudentag war dieses Taufest für sie! Aber ihre Hoffnung, daß jetzt das Eis gebrochen sei und nun gewiß auch andere sich zur Taufe melden würden, erfüllte sich nicht. Es dauerte längere Zeit, bis weitere sechs junge Leute, zum Teil wieder ihre Hausmädchen, um Taufunterricht baten, und nun ging es wirklich voran, doch nur ganz langsam.

Es war aber auch kein Wunder, daß die Missionsarbeit nicht gedeihen konnte bei den unaufhörlichen Kriegen zwischen den Herero und ihren Erbfeinden, den Nama, die immer aufs neue ins Land einbrachen, um zu rauben, zu morden und zu zerstören. Ganz entsetzlich war oft das Blutvergießen. Den Hererofrauen wurden vielfach die Hände und Füße abgeschnitten wegen ihrer wertvollen Arm- und Beinringe. Selbst die neugegründeten Missionsstationen Otjimbingue und Okahandja waren keine Freistatt für die gejagten Herero. Die Missionarsleute mußten flüchten, ihre Häuser wurden zerstört. Zeitweise waren alle Missionarsfamilien gezwungen, das Land ganz zu verlassen. Missionar Hahn war gerade in der Zeit auf Urlaub in Deutschland, und seine Freunde wollten ihn unter solchen Verhältnissen nicht wieder nach Afrika ziehen

lassen. „Du siehst ja," sagten sie, „daß die Herero noch nicht reif sind fürs Christentum, und daß deine Arbeit so gut wie vergeblich ist." Ehrenvolle Pfarrstellen

Johanna Maria Gertse, die erste Hererochristin.

wurden ihm angeboten. Er aber lehnte sie ab, und seine Frau bestärkte ihn darin. Sie besonders hielt unerschütterlich fest daran, daß sie die Herero nicht aufgeben dürften.



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

So ließen Hahns ihre geliebten Söhne zur Erziehung in Deutschland und schifften sich mit ihrem jüngsten Kinde, der lieblichen, kleinen Margareta im Jahre 1856 wieder nach Afrika ein, bei allem heißen Trennungsweh dennoch getrost und stille. In Neu-Barmen sah es traurig aus bei ihrer Ankunft. Durch die Kriegshorden war alles verwüstet, Haus und Kirche lagen in Trümmern, der Garten war verwildert, und es mußte ganz von vorne wieder angefangen werden mit all der anstrengenden, zeitraubenden Bauarbeit.

Doch die Herero bewillkommten sie mit großer Freude und hatten auch viel behalten von dem, was Hahn ihnen früher gepredigt und sie gelehrt hatte. Als er dann zwei Jahre später die Uerita taufen durfte, und nach und nach kleine Gemeindlein gesammelt wurden, sahen die schwergeprüften Missionare, daß sie nicht vergeblich arbeiteten. Aber erst als vom Jahre 1870 an zehn Jahre lang völliger Friede herrschte zwischen den Herero und Nama, blühte die Missionsarbeit auf. Überall wurde das Bedürfnis rege nach Gottes Wort. Die Häuptlinge baten um Missionare für ihre Leute. So konnten denn weitere Stationen angelegt und immer mehr Herero durch die heilige Taufe in die christliche Gemeinde aufgenommen werden.

Bei Anlegung jeder neuen Station, auf der der Missionar zuerst mit ungebrochenem Heidentum zu tun hatte, ging es ähnlich zu wie im Anfang bei Hahn auf Neu-Barmen. Nur kamen jetzt meist schon einige Getaufte mit dem Missionar und halfen ihm. Von ihren Landsleuten nahmen die Heiden leichter Belehrung an, denn diese konnten besser in ihrer Weise mit ihnen sprechen als der weiße Mann. So dauerte es nicht mehr allzulange, bis sich Leute zur Taufe meldeten. Auf unserer

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Station Otjosazu war der Erstling, wie bei Hahn, unser Hausmädchen, eine Häuptlingstochter.

Das Christentum breitete sich immer weiter im Lande aus. Auf den schweren Anfang folgten Segensjahre. Wie dankten die Missionsgeschwister ihrem Gott, daß er ihnen gewehrt hatte, die Arbeit mutlos niederzulegen.

12. Kapitel.

# Schulfreuden und Nöte.

Überall, wo unter den Heiden Missionsstationen angelegt werden, suchen die Missionare vor allem die liebe Jugend heranzuziehen, denn Kinderherzen werden leichter gewonnen als die der Alten. Erzählen die Kinder dann zu Hause die schönen biblischen Geschichten, die sie von dem weißen Mann gehört haben, wieder, so werden die Eltern leichter bewogen, am Sonntag zur Kirche zu kommen und mit eigenen Ohren Gottes Wort zu vernehmen.

Kaum hat der Missionar einen notdürftigen Unterschlupf für sich und seine Habseligkeiten gefunden, da ruft er die Kinder des Dorfes zusammen. Er will ihnen Schule halten. Jetzt weiß in Südwestafrika jedes Heidenkind, was das bedeuten soll, aber vor vierzig Jahren war das noch wenig bekannt.

Auf die Einladung des jungen Missionars strömt eine große Schar schwarzer Knaben und Mädchen herbei, fast ganz nackt, dafür schön eingesalbt mit Fett und rotem Eisenstein. Unter einem großen Dornbaum steht der weiße Mann und neben ihm eine Kiste. Was mag wohl darin sein? Sicherlich Kleider für die Schulbesucher. Erwartungsvoll schauen die Kinder zu, als der Lehrer nun die Kiste öffnet; eins drängt das andere fort, jedes will zuerst etwas bekommen. Da rufen die Zunächststehenden: „Es sind Bücher, nichts als Bücher! können wir die denn

anziehen?“ Und im ganzen Kreise ertönt schallendes Gelächter; manche Kinder wälzen sich auf dem Boden vor Lachen, und alle stimmen ein: „Bücher, nichts als Bücher.“

Ja, die Bücher waren für alt und jung doch das Wunderbarste von all dem Wunderbaren, was der Fremde mitgebracht hatte. Die älteren Leute hatten keinen geringen Respekt vor den Büchern; sie dachten nicht anders, als daß der Missionar mit denselben Zauberei triebe, und fürchteten sich. Andrerseits hofften sie auch wieder, Nutzen daraus zu ziehen, denn es stand ihnen fest, daß er alles Verborgene aus den Büchern erfahren könne. Wenn ihnen nun ein Ochse oder ein Schaf abhanden gekommen war, so sollte der Missionar in seinem Buche nachsehen, wo sie geblieben seien. Oder er sollte sagen, ob ein Kranker, den er nie gesehen, sterben würde; ob das Schießen, das man in der Ferne hörte, einem Löwen oder einem feindlichen Überfall gelte. Antwortete er dann: „Ich weiß es nicht,“ so hieß es voll Entrüstung: „Es steht ja doch in deinem Buche, du willst es uns nur nicht sagen.“

Und nun mußten sie sehen, daß ihren Kindern, wenn sie zur Schule gingen, auch Bücher in die Hand gegeben wurden, und sie darin lesen lernten. So etwas hätten sie nie für möglich gehalten, und noch lange Zeit blieb den Alten die Sache unheimlich. Die Kinder aber lachten sie aus, und allmählich verlor sich auch bei den Erwachsenen die Furcht vor dem geschriebenen und gedruckten Worte.

Die Schule wird zunächst im Freien gehalten. Den schwarzen Kindern gefällt das besser als im geschlossenen Raum; in solchem fühlen sie sich beengt. Hier draußen können sie auf und davon gehen, wenn ihnen das Lernen nicht mehr behagt. Schulbänke vermissen sie nicht, sind

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sie doch daran gewöhnt, auf dem Boden zu sitzen. Dem weißen Lehrer wird es aber ungemütlich heiß in der Sonne, und sobald er sein eigenes Haus fertig hat, geht er schleunigst an die Errichtung eines Schulgebäudes. Das dient dann auch für den sonntäglichen Gottesdienst, bis vielleicht nach Jahren eine Kirche gebaut werden kann.

Im neuen Schulhaus sitzen die Kinder jedoch auf Bänken, die womöglich auch Schreibpulte haben. Das ist für sie wieder etwas ganz Neues. Hier paßt es sich natürlich nicht, in Adams Anzug zu erscheinen. Mögen die Kinder in der Werft auch nackend herumlaufen, in der Schule sollen sie wenigstens ein Hemd oder Kleid anhaben. Zu Weihnachten bekommen die Schüler in der Regel alle ein Kleidungsstück, das die lieben Missionsfreunde in Deutschland genäht haben. Für die Armen ist es oft das einzige für das ganze Jahr, da ihre Eltern ihnen keins kaufen können. Es sieht zwar nach einigen Monaten einem Lumpen ähnlicher als einem Hemd, aber es ist doch etwas Bedeckung.

Viel Reinlichkeitssinn haben die Herero nicht, wie wir schon hörten. Statt sich vor der Schule zu waschen, warten viele Kinder erst ab, ob der Lehrer ihr schmutziges Aussehen bemerkt und sie beim Schulbeginn fortschickt, sich zu reinigen. Manche gehen aber doch von selbst vorher zu einem Wassertümpel und waschen sich Gesicht und Hände.

Mit der Religionsstunde beginnt jeden Morgen der Unterricht, und die Kinder zeigen an den biblischen Geschichten großes Interesse. Am faßlichsten sind ihnen die Geschichten vom guten Hirten, vom verlorenen Schaf, das in die Dornen geraten war, oder vom Streit der Hirten Abrahams und Lots, denn diese vergegenwärtigen ihnen ihre eigenen täglichen Erfahrungen. Die Erzählungen

von Fischern und Fischfang dagegen verstehen sie nicht. Da sie keine Seen oder immer fließenden Flüsse haben, können sie sich nichts darunter vorstellen. Der kleine lutherische Katechismus wird neben den biblischen Geschichten mit den Schülern durchgenommen, und sie sind meist viel gründlicher darin bewandert als deutsche Schulkinder. Auch Lieder werden mit Eifer und Freude gelernt; stundenlang können sie ein Lied nach dem andern singen, ohne ihr Gesangbuch zu gebrauchen.

Außerdem lernen sie lesen, schreiben und ein wenig rechnen. Ganz wunderbar kommen den heidnischen Kindern anfangs die Geheimnisse der Buchstaben vor. Es wird nicht gerade nach den Regeln deutscher Schulkunst unterrichtet. Der Lehrer zeigt ein „a". Der ganze Chor der Schüler spricht nach: „a". Der Lehrer sagt: „rukuao" = „nochmal", und wieder ruft alles „a". So geht es eine ganze Weile, dann kommt ein anderer Buchstabe an die Reihe. Die Missionarsfrau im nahen Hause kann das stete „rukuao" des schwarzen Lehrers fast nicht mehr anhören; für ihre Kleinen hat es aber eine wunderbare Anziehungskraft, und ehe sich's die Mutter versieht, stehen sie zwischen den schwarzen Kindern und rufen mit ihnen um die Wette: „a, o, u".

Die Herero lernen verhältnismäßig schnell lesen; wir kannten einen Jüngling, der es innerhalb fünf Wochen zu ziemlich fließendem Lesen brachte. Schlechte Lektüre haben sie nicht, nur was die Missionare in die Hererosprache übersetzt haben: außer den Lesebüchern die biblischen Geschichten, Bunyans Pilgerreise, das Herzbüchlein und vor allem das Neue Testament.

Da die Eingeborenen Südwestafrikas keine eigene Schrift hatten, gaben die Missionare ihnen die lateinische. Sie stellen sich ganz geschickt zum Schreiben, manche

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

haben eine wirklich schöne Handschrift, und sie haben solche Freude an ihrer Schreibkunst, daß sie an die Missionare und untereinander Briefe schreiben, auch wenn sie ihre Anliegen gut mündlich vorbringen könnten. Ich glaube, daß sie auch im Schreiben manchen Deutschen überlegen sind. Selbst die Frauen schrieben einander oft lange, gefühlvolle Episteln. Irgend ein Fetzen Papier mußte als Briefbogen dienen, entweder rissen sie eine Seite aus den Schreibheften der Kinder oder ein Bild aus der biblischen Geschichte und schrieben auf dessen weiße Rückseite. Dann gab's aber jedesmal Schelte vom Missionar. Lieber gaben wir ihnen ja Papier, Feder und Tinte oder Bleistift zu ihren schriftlichen Ergüssen.

Ein kleiner Brief von einer Frau unserer Gemeinde liegt vor mir, den ich als Beispiel des Herero-Briefstils in der Übersetzung mitteilen will.

„Mein geliebter Lehrer, ich schreibe dir nur, um dich zu grüßen, und ich sage dir Dank, daß du immer an mich denkst. Ich grüße euch alle im Namen unsers Herrn Jesu Christi. Ich grüße dein ganzes Haus, und ich danke euch sehr, daß ihr mich versorgt. Ich grüße auch eure Kinder, welche über das Meer gezogen sind, ich grüße eure Gemeinde und die Gemeinden aller weißen Leute. Und jetzt habe ich keine Worte mehr, die ich dir schreiben kann, mein Lehrer (d. h. ich weiß nichts mehr zu schreiben). Ich grüße meine Juffrouw und danke ihr sehr vielmals. Ich bin Lauda von Otjosazu."

Da wir mit der Schreiberin am gleichen Ort waren, hätte sie uns ihren Dank für Nahrung und Kleidung gerade so gut mündlich sagen können.

Häufiger als die Dankesbriefe sind die Bitt- und Bettelbriefe. Ein solcher, den der Älteste unserer Ge-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

meinde von einem Freund in Otjimbingue erhielt, dürfte auch interessieren. Er lautete:

„Mein lieber K.! Ich warte sehr auf dich, denn ich habe gehört, daß du hierher kommen wirst. Wann kommst du? wenn du nicht kommst, schreibe mir einen Brief.

Ein armer Mensch, wenn er schläft, wird von seinen Gedanken gequält. Deshalb schicke mir bald Antwort. Ich bin müde und trinke den Mond auf meinem Lager. Erbarme dich, habe Mitleid, denn ich bin des Wartens müde. Was mich beunruhigt, ist der Hunger! Mein geliebter Freund, meine Augen fallen heraus und meine Ohren werden taub in dem Horchen auf das Knarren und Rasseln deines Wagens. Denke aber nicht, weil meine Augen so ausschauen nach deinem Wagen und meine Ohren so scharf hinhören, daß sie dir feindlich sind. Es ist der Hunger und nichts als der Hunger. Du weißt, der Hunger macht den Menschen verrückt. Geliebter Freund, erbarme dich meiner!

Aber damit habe ich meine Lage genugsam beschrieben. Bist du nicht ein großer Herr, der du die Schritte der Güte kennst? Wenn ich das sage, so habe ich sicher nicht geirrt.

Grüße alle Leute in deinem Ort. Ich bin B., der Sohn des, der keine zehn Kühe hat in Otjimbingue."

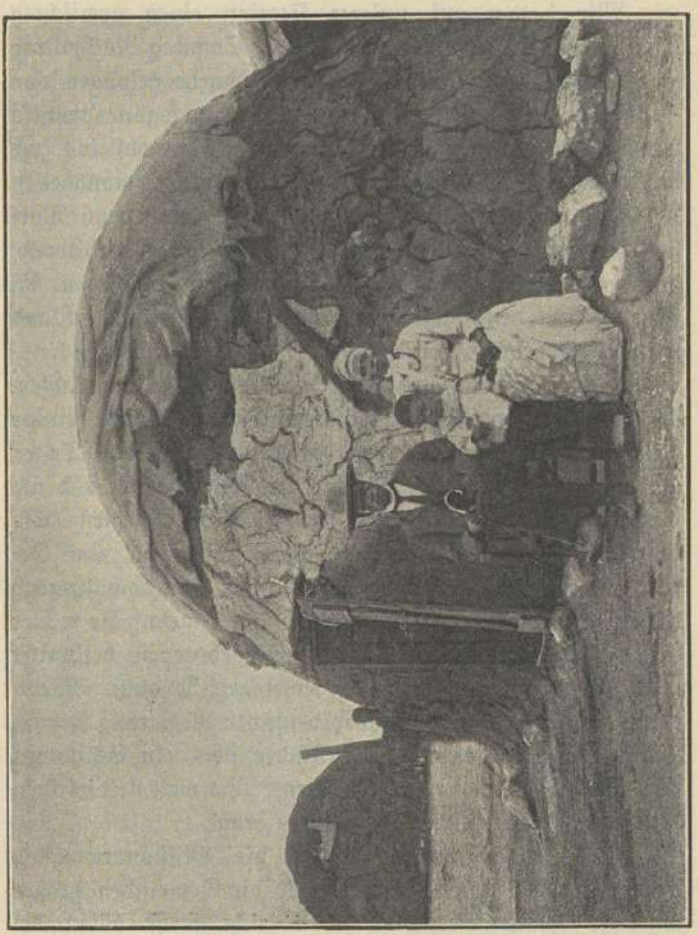
Dieser ganze pathetische Brief, dessen Zweck und Inhalt wir schwer begreifen, ist nichts als eine Bitte, daß der Freund ihm doch eine Kuh oder ein Schaf schenken möge. Es ist fraglich, ob der Bittsteller wirklich arm ist und Hunger leidet. Das Betteln ist eben Landessitte.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Doch zurück zu unsern Schulkindern. Sie lesen und schreiben gern, aber das Rechnen wird ihnen um so schwerer, wie die Herero denn überhaupt keine Freunde von scharfem Nachdenken sind. Ihr Zahlenkreis geht eigentlich nur von 1—5: „imue, mbari, ndatu, ine, ndano;" dann heißt es etwa so: 5 und 1, 5 und 2 bis 9, wofür wieder ein Wort „imuviu" da ist und ebenso für 10 „omirongo". Von da an geht es wieder 10 und 1 usw. Natürlich zählen sie gerne an ihren Fingern und Zehen. Merkwürdig ist, daß sie — ohne richtig zählen zu können — doch genau bei der Übersicht über eine Herde Vieh wissen, ob ein Stück davon fehlt. „Da ist ein Schaf, das nicht da ist," sagen sie dann. Unbeschreibliche Mühe machte es uns oft, mit ihnen irgend etwas, das sie kaufen oder verkaufen wollten, zu verrechnen, doppelt schwer, weil man früher noch auf Tauschhandel angewiesen war.

Obwohl die Herero wie alle Neger Musik leidenschaftlich lieben, hatten sie doch keine Lieder und Melodien. Um so freudiger begrüßten sie es, als die Missionare ihnen beides brachten. Wenn der Missionar überdies zur Begleitung des Gesanges noch das Horn blies oder die Geige spielte oder sogar das Harmonium, so waren sie oft außer sich vor Freude. Mein Harmoniumspiel und Gesang hat nie andächtigere Zuhörer gefunden als unsere schwarzen Leute. Vor dem offnen Fenster standen sie dicht gedrängt. Die Dreisteren kamen sogar ins Zimmer und stellten sich dicht neben mich, versuchten wohl gar einen Ton anzuschlagen oder in meinen Gesang einzustimmen.

So ist es sehr begreiflich, daß die Kinder schon vom Beginn der Missionsarbeit an am meisten durch den Gesangunterricht zur Schule gelockt wurden, mehr noch als durch die biblischen Geschichten. Die Singstunde



Ein eingeborner Neger mit Familie.

wird von den eingeborenen Lehrern meist auf Kosten der anderen Fächer recht ausgedehnt.

Wir hatten auf unserer Station einen gemischten Chor, den der Lehrer leitete. Jeden Sonntag Nachmittag war Übungsstunde, und unermüdlich wurde gesungen von 1 Uhr an bis zum Beginn des Nachmittagsgottesdienstes um 5 oder 6 Uhr. Ohne den hätten sie wohl bis zur Nacht weiter gesungen. Auch hörte man in mondhellen Nächten noch den Gesang der Leute aus dem Dorf herüberschallen. Es war mir immer ungemein wohltuend, dort nur die schönen, christlichen Lieder zu hören im Gegensatz zu den Gassenhauern, die einem in Deutschland so reichlich geboten werden.

Als später die deutschen Soldaten ins Land kamen, brachten sie den jungen schwarzen Burschen auch einige deutsche Volks- und Vaterlandslieder bei. Eines Tages hörten wir mit einem Male das Lied: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele 'naus." Wir horchten hoch auf; wer konnte das wohl singen? Siehe da, eine Gesellschaft Herero-Jünglinge. Da mußten wir doch herzlich lachen. — Jetzt ist das nichts Besonderes mehr. Je weiter die deutsche Sprache unter den Eingeborenen verbreitet wird, desto mehr deutsche Lieder singen sie auch. Wenn irgend ein hoher Gast von der deutschen Regierung kommt, so bringen die schwarzen Schulkinder stets ein Ständchen von patriotischen, deutschen Liedern. Wie weit sie dieselben verstehen, ist natürlich eine andere Frage.

Viele Jahre lang mußten die Missionare allen Unterricht selbst erteilen. Als aber die Gemeinden größer wurden, konnten sie die Arbeit nicht mehr allein bewältigen. Missionar Hahn richtete darum im Jahre 1866 ein Seminar ein, in dem Herero-Jünglinge zu Schullehrern herangebildet wurden. Es sind viele treue und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zuverlässige Gehilfen aus demselben hervorgegangen, aber noch größer war die Zahl derer, die dem Missionar viel Mühe und Verdruß bereiteten. Die Zöglinge waren meist noch zu jung und zu unreif, aber in Ermangelung von besseren Kräften mußten die Missionare mit ihnen vorlieb nehmen. So hatten auch wir einmal solch grünen Jüngling direkt vom Seminar bekommen. Er erklärte gleich: „Für die ABC-Schützen bin ich nicht da, die Eltern müssen die Kinder selbst lesen lehren; ich habe nur die Großen lesen zu lassen." Das war natürlich bequem. Die Eltern kamen zu uns und fragten: „Muhonge, ist das Wahrheit, was der Mistera (aus Meister, Schulmeister gemacht) sagt? hast du uns nicht sogar selbst lesen gelehrt?" Mein Mann wusch dem Meister tüchtig den Kopf, erreichte aber nur, daß er einen der größeren Schüler für die Kleinen anstellte; er selbst bemühte sich nach wie vor nicht mit ihnen.

Die Religionsstunde gab mein Mann auch weiterhin selbst. Hatte er aber die Schule verlassen, so verschwand der schwarze Lehrer häufig auch und kam erst zur letzten, der Gesangstunde wieder, denn diese gab er gerne. Die Kinder mußten inzwischen ihre Studien für sich treiben. Manche liefen auch nach Hause, aber im ganzen betrugen sich die Schüler besser, als es weiße Kinder zu tun pflegen, wenn der Lehrer sie einmal allein lassen muß. Kam ich auf der Suche nach meinen Kleinen in die Schule, so war der Lärm allerdings nicht gering, aber nicht deshalb, weil die Schüler Tollheiten trieben, sondern weil jedes Kind laut für sich las und eins das andere zu überschreien suchte. In einer Ecke stand überdies die Gruppe der Jüngsten und rief die Buchstaben aus, so laut jedes konnte.

Die Schule dauerte von 8—11 Uhr, nachmittags war keine. Diese Arbeit des Unterrichtens konnte selbst für

einen Herero nicht zu groß sein. Aber nicht genug, daß der Lehrer sich das Schulehalten so bequem machte, er hatte obendrein immer Gründe, warum er notwendig einige Tage oder Wochen während der Schulzeit verreisen mußte. Mein Mann war die Bummelei schließlich so leid, daß er den Lehrer entließ und selbst wieder die Schule allein hielt.

Da kam schnell wieder ein ganz anderer Zug in die Sache, und die Kinder lernten gut. Auf die Dauer ging es aber doch nicht, es blieb zuviel Gemeindearbeit liegen. So wurde nach einem neuen Lehrer gefahndet. Diesmal erhielten wir einen sehr eifrigen jungen Mann, und die Kinder konnten wohl etwas bei ihm lernen, aber er war sehr hitzig. Bei jedem Fehler, den die Kinder machten, schlug er sie mit dem Stocke. Das wollten sie sich nicht gefallen lassen und liefen aus der Schule. Dabei schrien sie: „Mistera ma tu zepa“ = „der Lehrer tötet uns.“ So ging es Tag für Tag. Die Kinder weigerten sich, zur Schule zu kommen, und die Eltern unterstützten sie darin. Sie erklärten meinem Mann, solange dieser Lehrer bliebe, würden sie ihre Kinder nicht mehr schicken. Es blieb nichts übrig, als auch diesen zu entlassen. So gab es manchen Wechsel, der nicht gerade vorteilhaft für die Schüler war.

Hereroschule im Freien.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

13. Kapitel.

# Eigentümlichkeiten der Hererosprache.

Die Sprache der Herero gehört wie die der Ovambo zu der Familie der Bantusprachen, die über 250 Dialekte in Afrika umfassen. Ihr Verhältnis zueinander ist etwa dasselbe wie das des Deutschen zum Holländischen, Englischen usw. Die heidnischen Sprachen sind nicht leicht zu erlernen, weil sie völlig anders gebaut sind als unsere europäischen; auch die Hererosprache macht davon keine Ausnahme. Zum Glück ist sie nicht schwer auszusprechen, hat auch nicht die häßlichen Schnalzlaute der Namasprache. Vielmehr besitzt sie einen großen Reichtum an Vokalen und vokalischen Auslauten. Sie klingt daher sehr weich und wohllautend. Alle Hauptwörter haben eine Vorsilbe, und dadurch fangen sie fast ausnahmslos mit einem „o" an.

Durch die überaus fleißige Arbeit der Missionare, von der im vorletzten Kapitel schon berichtet wurde, ist die Hererosprache im Lauf der Jahre nicht nur erforscht, sondern es sind auch immer bessere Lehrbücher darüber von ihnen verfaßt worden. Jetzt kann sich ein Neuling an der Hand dieser Bücher doch schon etwas zurechthelfen. Freilich, die Hauptsache lernt sich erst im Verkehr mit den Schwarzen.

Die meisten Weißen, die früher ins Land kamen, begnügten sich mit dem Küchenherero, wie wir es nannten,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

d. h. mit den für den täglichen Umgang mit den Eingeborenen gerade nötigen Sätzen, die das äußere Leben betreffen.

Nur die Missionare haben es sich bis auf den heutigen Tag zur Aufgabe gemacht, die Sprache der Eingeborenen gründlich zu erlernen. Sie wollen mit ihnen doch über alles sprechen, was das Leben mit sich bringt, sie wollen auch die alten Leute verstehen, die kein Deutsch mehr lernen können, und von ihnen verstanden werden, um ihnen ans Herz zu kommen.

Je vertrauter ein Missionar mit der Sprache der Heiden wird, unter denen er wohnt, um so mehr Verständnis bekommt er auch für ihre Sitten und Gebräuche, für ihre Religion und ihr Familienleben. Natürlich gewinnen die Eingeborenen auch ihrerseits viel mehr Zutrauen zu dem Mann, der in ihrer Sprache mit ihnen redet, dem sie alles sagen können, was sie denken und tun, als zu einem, der ihnen höchstens einige Befehle und Anweisungen zu geben vermag.

Für die Herero verfaßten die Missionare zuerst Lesebücher in ihrer Sprache, übersetzten dann Zahns biblische Geschichten und verschiedene religiöse Bücher, wie Bunyans Pilgerreise, welche die Getauften sehr gerne lesen. Vor allem gaben sie ihnen das Neue Testament und ein Gesangbuch, das eine große Zahl unserer Choräle und geistlichen Volkslieder enthält.

Das alles war aber nicht möglich, bevor die Hererosprache christianisiert war. Besonders bei der Übersetzung des Neuen Testaments fehlten immer wieder die nötigsten Begriffe in der heidnischen Sprache. Die Missionare mußten solche erst bilden. Die Getauften haben sich allmählich an diese neuen Ausdrücke gewöhnt und verstehen sie. Der echte Heide aber, der zum erstenmal in nähere



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Berührung mit dem Worte Gottes kommt, fragt beständig: „Was soll dieses, was soll jenes Wort bedeuten?“ Es ist ein Hererowort und ihm doch fremd.

Aber auch für sehr irdische Dinge mußten die Missionare neue Worte suchen, nämlich für all die Gegenstände, die ein Europäer braucht und von denen ein Herero bisher keine Ahnung hatte. Man machte das nun so: Das betreffende Wort wurde der deutschen, holländischen oder englischen Sprache entnommen, je nachdem es den Herero am leichtesten mundgerecht zu machen war, und dann die nötige Hererovorsilbe an den Anfang und ein Vokal an das Ende des Wortes gesetzt, so daß es sich wie ein richtiges Hererowort anhörte.

Einige Beispiele mögen dies erläutern: ongerki Kirche, omuengeli Engel, omuapostele Apostel, omuprovete Prophet, oaltari Altar, omupristeri Priester, oskola Schule, ombuke Buch, ombapiera Papier. (In Verbindung mit den Vorsilben on und om setzt der Herero das weiche g für k, b für p).

Und nun unser Mobiliar und Hausgeräte! Sie kannten weder Tisch, noch Betten, noch Schränke oder des etwas. So nannte man den Tisch otjiriro in richtigem Herero, als das Ding, an dem man ißt. Man hatte gleich im Anfang, als die Missionare selbst nicht viel mehr als ihre Schließkisten hatten, dafür otjikessa gesagt (aus dem Holländischen). Nun wurde für die Herero jedes verschließbare Ding, sei es Schrank, Kommode, Schreibpult, Nähtisch oder Waschkommode zu einer otjikessa, Kiste.

Wollte man nun dem Hausmädchen von einem dieser Möbel etwas sagen, so mußte man eine lange Umschreibung machen, welche otjikessa gemeint sei. Noch schlimmer war es mit allen Geräten aus Eisen, Stahl, Emaille, Blech, Zink — alles dieses ging unter dem Namen

otjitenda, Eisen. Da gab's natürlich unzählige Mißverständnisse. Um diese zu vermeiden, holte man die Geräte lieber selbst oder zeigte, wo es möglich war, auf die betreffenden Gegenstände: „Dies otjitenda meine ich." Mancher Missionarsfrau war das zuviel Mühe, und kühn bildete sie aus allem, was dem Herero unbekannt war, ein Hererowort. Da gab's denn oviemere Eimer, olampe Lampe, opottisa Topf, onadela Nadel, sogar ostopnadela Stopfnadel, es gab ovikuchena Kuchen, osauce Sauce, olauge Lauge, ohemma Hemd, orockiva Rock. Die Kinder lernten in der Schule okulesa lesen und in der Nähstunde okusumla säumen, und was es alles mehr gab. Manches war wirklich zum Lachen. Wenn die schwarzen Mädchen irgend ein Wort hörten, welches sie noch nicht kannten, so schauten sie uns erst befremdet an, und man mußte es erklären, aber bald merkten sie sich den Ausdruck.

Neuerdings ist das kaum noch nötig. Im häuslichen Leben spricht man einfach deutsch mit den Leuten. Sie verstehen und sprechen jetzt im allgemeinen das Küchendeutsch, wie wir anfangs das Küchenherero. Taufunterricht und Predigt werden aber nach wie vor in ihrer Sprache gehalten. Es sind nur wenige Eingeborene bisher in der deutschen Sprache so heimisch geworden, daß sie ebensoviel von einer deutschen Predigt verstehen als von einer, die in ihrer Muttersprache gehalten wird.

Die Herero lernen fremde Sprachen ziemlich leicht nach dem Gehör, nur wird es ihnen schwer, die konsonantreichen Wörter auszusprechen. Unter den Mädchen, die in Missionshäusern groß geworden sind, waren mehrere, die 4—5 Sprachen verstanden und auch sprachen. Außer den beiden Landessprachen, Herero und Nama, war es zunächst das Holländisch der Bastards, dann Deutsch und etwa auch Englisch, was sie im Hause von Missionar Hahn

lernten, dessen Frau eine Engländerin war. Es erregte immer meine Bewunderung, wie solche Eingeborenen sich mit jedem verständigen konnten, welcher Nation er auch angehörte. Diese Frauen werden auch manchmal zum Dolmetschen benutzt bei Gottesdiensten, wenn verschiedene Volksstämme zugegen sind. Das geschieht seit dem Aufstand, nach welchem sie durcheinander gewürfelt sind, noch häufiger als früher, denn die Missionare beherrschen doch nur eine, höchstens zwei der Landessprachen.

Die Herero haben manche Redewendungen, die uns Weißen anfangs recht komisch vorkommen. Da klagt einer: „mbi n'otjiuru" = „ich habe einen Kopf", ein anderer: „mbi n'omajo" = „ich habe Zähne", „mba t'omeho" = „ich war augentot", das soll heißen: „Ich habe Kopfweh, Zahnweh, ich hatte schlimme Augen." Einer versichert uns wehleidig: „mba tupehuri" = „ich bin an der Leber gestorben", d. h. „ich hatte Leibschmerzen". Wenn einer Sodbrennen hat, so jammert er: „mba rond' omaura" = „mir sind die Därme in den Hals gestiegen". Anfangs dachte ich, was das doch für eine schreckliche Krankheit sein müßte. Manchen neu eingeführten Sachen geben sie recht charakteristische Bezeichnungen. So nannten sie Reis „omativa" = „Würmchen", die Uhr „ombako" = „Mühle", wegen ihres Räderwerks, und das Harmonium „ongoma" nach der Stimme des wilden Pfaus.

Fragt man: „u ri vi" = „du bist wie? d. h. wie geht es dir?" so ist die Antwort: „mbi ri naua" = „ich bin schön oder gut", oder „mbi ri naua katiti" = „ich bin ein wenig gut" oder „mbi ri navi" = „ich bin schlecht". Wenn es jemand recht schlimm geht, so sagt er einfach: „mba koka" = „ich bin gestorben".

Sie haben vielfach das gleiche Wort für verschiedene Begriffe, wenigstens nach unserer Ansicht, und das macht

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

uns manchmal Schwierigkeiten. So heißt z. B. katiti klein, wenig, langsam und leise, onene und tjinene heißt groß, viel, sehr, schnell und laut. Sagte ich nun zu unsern Hausmädchen, die arg lärmten bei ihrer Arbeit: „ungureye katiti" = „arbeitet leise", so verstanden sie das ihren Wünschen gemäß: „arbeitet langsam" oder „arbeitet nur ein wenig" und taten danach.

Katiti heißt klein, katitititi sehr klein, und das kann man nun ins Unendliche steigern: katitititititititi sehr, sehr klein; ebenso onene groß, onenenene sehr groß; tjinene sehr; tu rinjanda tjinenenenenene wir freuen uns sehr stark.

Jetzt, wo Kinder und Große deutsch sprechen lernen, brauchen sie natürlich gerne ihre Herero-Redewendungen. Da heißt es denn sehr drollig statt: „Wohin soll ich die Lampe, den Topf stellen?" „Lampe, wo gehst du hin? Topf, wo gehst du hin?" Die drei Geschlechtsworte der deutschen Sprache machen ihnen viel Not, am liebsten brauchen sie vor jedem Wort „das": „das Mann, das Sonne". Früher lachten die Eingeborenen über unser verkehrtes Herero, jetzt lachen wir über ihr Deutsch; so ändern sich die Zeiten.

Als Probe der christianisierten Hererosprache lasse ich hier noch das Vaterunser folgen:

Tate jetu, ngu u ri momajuru.
Vater unser, welcher du bist in den Himmeln.

Ena roye ngari japurue.
Name deiner er werde geheiligt. (japura heißt ursprünglich absondern.)

Ouhona uoje ngau je.
Reich deins es möge kommen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ombango joje ngai tjitue na kombanda jehi otja mejuru.

**Wille deiner er möge geſchehen, ſowohl auf der Erde wie im Himmel.**

Omboroto jetu jejuva arihe tu pao indino.

**Brot unſeres des Tages jedes uns gib heute.**

Nu tu isira ozondjo zetu, ete uina, otja tji matu isire ovanandjo na ete.

**Und uns vergib Schulden unſere, wir auch, gleich wie wir vergeben den Schuldnern mit uns.**

Nu o tu hitisa momarorero, nunguari kutura ete kouvi.

**Und nicht uns führe in Verſuchungen, ſondern löſe uns vom Böſen.**

Orondu ouhona ouoje, nomasa, noujere aruhe nga aruhe. Amen.

**Denn Reich deines und Kraft und Herrlichkeit immer bis immer. Amen.**

14. Kapitel.

# Die Missionsarbeit in neuen Bahnen.

Mehr als sechzig Jahre sind vergangen, seit die Missionare Hahn und Rath den Grund der Hereromission legten und fast daran verzweifelten, solch ein stumpfsinniges, sittenloses Volk zu einem neuen Leben aufzuwecken. Und doch hat Gottes Wort seine umgestaltende Kraft auch an den Herzen dieser schwarzen Leute erwiesen.

Wir wollen einmal zusehen, wie es jetzt in den Herero-Gemeinden aussieht.

Es ist Sonntag; die Glocken laden zum Gottesdienste ein. Von allen Seiten ziehen die reinlich gekleideten schwarzen Leute zur Kirche hin. Zum größten Teil sind es Christen, aber nicht wie früher können wir sie gleich von den Heiden unterscheiden, denn auch diese haben ihre Felltracht abgelegt und tragen Zeugkleider. So machen auch sie schon einen gesitteteren Eindruck.

Die Christen haben das Gotteshaus betreten; die Heiden dürfen aber an der Liturgie noch nicht teilnehmen. Sie warten draußen, bis auch ihnen beim zweiten Gesang die Kirchtüre geöffnet wird. Ganz bescheiden lassen sie sich im Hintergrunde auf dem Fußboden nieder. Sie fühlen, daß sie hier noch kein Heimatsrecht haben wie die Getauften. Auf den ersten Bänken vor dem Altar sitzen die Schulkinder, die Männer links, die Frauen rechts im Schiff der Kirche.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Völlige Stille, wie wir's hier gewöhnt sind, herrscht auch jetzt noch nicht während des Gottesdienstes. Die Mütter bringen meist ihre kleinen Kinder mit zur Kirche, weil niemand daheim bleibt, der sie ihnen inzwischen verwahren könnte; selbst die Missionarsfrau macht es so. Da gibt es natürlich ab und zu etwas Geschrei. Wird es zu arg, so bedeuten die Ältesten den Frauen, mit den Kleinen hinauszugehen. Ich wartete meinerseits nicht auf solche Aufforderung, sondern verschwand mit meinen Kinderchen, ehe sie zu sehr störten. Unterhaltungen werden jetzt aber nicht mehr von den Leuten geführt; sie lauschen aufmerksam auf die Predigt. Jeder hat sein Gesangbuch, denn es ist selten noch einer da, der nicht lesen kann, und mit wohllautenden, wenn auch etwas scharfen Stimmen singen sie unsere Choräle in ihrer Sprache. Auch zum Nachmittagsgottesdienst stellen sich die meisten Gemeindeglieder wieder ein. Dabei fragt der Missionar wohl nach, was sie von der Predigt behalten haben.

Viermal im Jahre wird gewöhnlich das heilige Abendmahl gefeiert, und es wird für selbstverständlich angesehen, daß alle dazu Berechtigten sich daran beteiligen. Einige Tage vor der Feier melden sie sich persönlich bei ihrem Missionar an, und er spricht dann mit jedem einzelnen ernst und eingehend über seinen Herzenszustand. Wo einer etwas gegen den andern hat, muß er sich mit ihm zuvor versöhnen, und wer in Sünde gefallen ist, wird für eine Zeitlang vom heiligen Abendmahl und der Liturgie ausgeschlossen, also wie ein Heide geachtet. Meist schließen sich solche auch schon selbst aus. Man erlebt ja manches Traurige, denn das sittliche Verhalten der Eingeborenen läßt noch viel zu wünschen übrig, aber man erfährt bei ihnen auch viel tiefe, aufrichtige Buße und Reue. Innerlich gefestigte, christliche Persönlich-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

keiten finden wir noch wenige unter den Getauften, aber sind sie in der alten Christenheit im Verhältnis häufiger? Ich glaube es nicht. Wer den Sumpf des heidnischen Lebens kennen gelernt hat, muß den Unterschied zwischen dem Einst und Jetzt bei den Getauften als etwas Großes empfinden.

Sie sind auch treue Beter. Wir hatten oft Gelegenheit, das zu beobachten, weil sie laut beten. Ging mein Mann abends spät noch durchs Dorf, so hörte er bald in dieser, bald in jener Hütte beten. Zuweilen blieb er stehen und lauschte; da durfte er oft von solchen, bei denen er es gar nicht erwartet hatte, so ernste, kindlich gläubige Gebete hören, daß er ganz bewegt nach Hause kam und mir davon erzählte.

Reisten wir mit dem Ochsenwagen, so konnte es abends sehr spät werden, bis ausgespannt wurde und die Leute zur Ruhe kamen. Mochten sie aber auch todmüde sein, so unterließen sie darum ihr Gebet nicht, und ebenso war ihr Beten das erste, was wir beim Morgengrauen hörten, ehe sie wieder einspannten.

In unserer Gemeinde hatten wir einige Männer, die jeden Abend bei uns den Schlüssel zur Kirche holten, um dort ungestörter, als es in ihren Hütten möglich war, ihr Herz vor Gott auszuschütten.

Viele christliche Hausväter halten morgens und abends mit den Ihrigen Andacht mit Schriftverlesung, Gesang und Gebet. In der großartigen Stille der Wüste hört man abends jeden Ton von weit her, und zwischen dem Geheul der Schakale und dem Hundegebell hörten wir die Choräle der Christen aus ihren ziemlich ferngelegenen Hütten zu uns herüberschallen.

In den Christenwerften geht es gesittet und ordentlich zu; nichts erinnert an die schmutzige, wüste Heidenwirtschaft

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

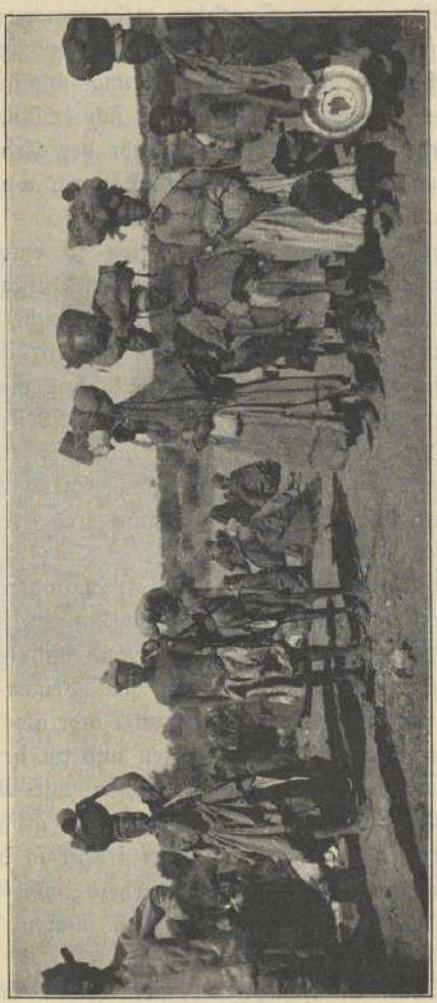
von ehemals. Seit jeder nur eine Frau hat, findet man auch rechtes Familienleben. Die Kinder werden besser erzogen und lernen gehorchen, werden auch möglichst regelmäßig zur Schule geschickt.

An der größeren Reinlichkeit der Wohnungen und Kleider erkennt man gleichfalls den umwandelnden Einfluß des Christentums. Viele Leute haben sich an Stelle ihrer dunkeln Hütten Lehmsteinhäuser gebaut mit Fenstern und Türen, haben etwas Mobiliar angeschafft: Stühle, Tisch, Bett und eine Schließkiste. Hie und da finden wir sogar eine Nähmaschine, und einige Frauen verstehen es schon ganz nett, darauf zu nähen.

Wer diese Leute noch gekannt hat in ihrer früheren Nacktheit und Roheit, der weiß es zu würdigen, was für ein großes Werk die evangelische Mission an ihnen getan hat.

Als der traurige Aufstand von 1904 fast alle Gemeinden des Hererolands auseinandergerissen hatte, fürchtete man schon, die lange, treue Arbeit der Missionare sei ganz verloren. Doch siehe da! aus den Trümmern wuchs neues Leben hervor.

Wohl war die Zahl der Christen sehr zusammengeschmolzen, aber es zeigte sich, daß die Überlebenden ihrem Christentum selbst in den schwersten Nöten treu geblieben waren. In den Kriegslagern hatten die Ältesten und Evangelisten Andachten und Gottesdienste gehalten. Ein Mann unserer Gemeinde schrieb uns nachher: „Alles mußten wir auf der Flucht zurücklassen, nur eins konnten wir nicht missen, das war unser Neues Testament. Wie hätten wir die furchtbaren Leiden aushalten können ohne Gottes Wort? Das war unser einziges Labsal in unserm Elend."



Durchfechtende Herero.

Das Vertrauen zu den Missionaren war auch jetzt — wo sie keinem andern Deutschen mehr trauten — noch so groß, daß sie willig ihrer Aufforderung zur Unterwerfung nachkamen, als der Vernichtungsschlag gefallen war. Binnen einiger Monate stellten sich 12000 Herero ein und wurden bis zum völligen Ende des Krieges als Gefangene der Deutschen gehalten. Dadurch wurde viel weiteres Blutvergießen verhütet.

Das tief gedemütigte Volk ist nie so empfänglich für das Evangelium gewesen, wie seit dem Aufstand, und allenthalben bitten die Heiden um Taufunterricht. Naturvölker haben besonders starke religiöse Bedürfnisse, und die Herero haben jetzt gar keine Möglichkeit mehr, dieselben in der althergebrachten, väterlichen Weise zu befriedigen. Das trägt ohne Zweifel mit bei zu ihrem Verlangen nach der christlichen Religion. Sie haben aber auch die Ohnmacht ihrer Götter erkannt und strecken sich daher nach etwas Besserem aus.

Die Missionsarbeit muß jetzt freilich in anderer Weise als früher getrieben werden. Die Eingeborenen sind von ihren Besiegern entrechtet, haben kein Land und kein Vieh mehr. Sie sind gezwungen, sich bei den Weißen zu verdingen. So finden wir sie zerstreut im Lande als Arbeiter auf den Farmen, in den Kupferminen und an der Eisenbahn. Nur an den Orten der Deutschen, wie Windhuk, Okahandja, Karibib bestehen auch jetzt noch größere Gemeinden von Eingeborenen. Mehrere früher so blühende Missionsstationen mußten leider eingehen, weil sie nicht zugleich Niederlassungen der Deutschen waren. Dafür wurden andere Stationen neu angelegt.

Unsere Station Otjosazu, die mein Mann im Jahre 1872 gegründet hatte, liegt ganz verlassen. Die schöne Kirche, die Schule, das Missionshaus verfallen allmählich,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

der so mühsam gepflanzte Garten wird wieder zur Wüste; keine Herero wohnen mehr da. Nur mit tiefem Schmerz können wir dahin zurückdenken.

Und wo ist unsere Gemeinde geblieben? Lange Totenlisten gingen uns zu. Zwei Drittel der Leute sind in den Gefechten gefallen, in der Wüste verhungert und verdurstet oder hernach noch infolge der durchgemachten

Gottesdienst im Gefangenenkraal.

Entbehrungen gestorben. Mit den Überlebenden, die jetzt meist in Okahandja und Windhuk wohnen, stehen wir wieder in enger Verbindung. Viele Briefe, die von treuster Liebe und Anhänglichkeit, aber ebenso von ihrem festen Glauben an Christum Zeugnis geben, kommen zu uns übers Meer, und wir schreiben fleißig zurück.

Die veränderten Verhältnisse machen es den Missionaren unmöglich, den Getauften wie den Heiden, soweit sie nicht auf der Station selbst wohnen, so wie früher

nachzugehen. Um so dringender bedürfen sie eingeborener Helfer: Wanderlehrer und Evangelisten, die von Farm zu Farm ziehen, um die Eingeborenen zu unterrichten. Sind schon Getaufte unter diesen, so wählt der Missionar aus ihnen einen „Vorsager", der den Lernenden in der Zwischenzeit Bibelverse und Teile aus dem Katechismus beibringt, denn der Lehrer kann ja nicht lange an jedem Ort bleiben.

Anfangs kamen die weißen Arbeitgeber solchem schwarzen Evangelisten mit Mißtrauen entgegen, verbaten sich wohl gar sein Kommen. Sie überzeugten sich aber mehr und mehr von dem segensreichen Einfluß seines Unterrichts auf die Heiden, sprechen das auch offen aus und bitten um sein baldiges Wiederkommen. Von Zeit zu Zeit reist der Missionar selbst durch seinen weit ausgedehnten Bezirk, hält Gottesdienste, prüft die von den Evangelisten unterrichteten Taufbewerber und tauft die, welche ihm gefördert genug erscheinen. Von einem zweijährigen Taufunterricht wie früher kann natürlich nicht mehr die Rede sein unter solchen Verhältnissen.

Da die Farm- oder Bahnarbeit durch den Unterricht und Gottesdienst nicht zu kurz kommen darf, so werden die Versammlungen abends gehalten und ziehen sich zuweilen bis zur Mitternacht hin. Da sitzt der Missionar denn auf einem Feldstühlchen draußen unterm Sternenhimmel, um ihn geschart auf dem Boden die Eingeborenen, die aufmerksam auf seine Worte lauschen. Ein großes Reisigfeuer wird gegen die Kälte unterhalten, bei dessen flackerndem Schein er mühsam seinen Bibeltext entziffert. Oft weht der Wind sehr scharf; die Leute frieren und sind müde von ihrer Tagesarbeit, aber keiner läßt sich dadurch zurückhalten; alle sind so froh, daß ihnen Gottes Wort gebracht wird, da sie keine Ge-

legenheit haben, „beim Worte zu wohnen," wie die Herero das Wohnen auf einer Missionsstation so schön bezeichnen. Ist es gar zu windig, so wird auch wohl ein Schuppen zur Verfügung gestellt, oder die ganze Gesellschaft kriecht in eine Eingeborenenhütte. Freilich, die Luft darin ist fast unerträglich für den Missionar, und wenn es eben geht, bleibt er lieber draußen.

Sogar die Taufen müssen meist im Freien gehalten werden, entweder früh morgens vor sechs Uhr oder abends spät, damit die Tagesarbeit nicht gehindert wird. Die Farmer haben aber doch Interesse daran und nehmen häufig mit ihren Familien an der Feier teil. Ein alter Herr sagte bei solcher Gelegenheit: „Wenn ich auch nichts verstanden habe, so hat doch diese Feier einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, den ich nicht so bald vergessen werde." Eine Farmersfrau gab ihre Veranda für die Taufe her und schmückte einen Tisch als Altar mit Blumen.

Aber wie ganz anders ist trotzdem das alles als auf den Missionsstationen, wo die Tauffeiern stets die größten Festtage sind und die Täuflinge der Mittelpunkt einer teilnehmenden Gemeinde. An die verlassenen Stationen, an die unbenutzten Kirchen und Schulen denkt der Missionar auf seiner mühsamen Reise mit Wehmut. Auch der schwarze Evangelist, der selbst einst unter solcher Festversammlung seine Taufe erlebte, meint, ein Gotteshaus gehöre doch notwendig zur Austeilung der Sakramente. Als einmal ein Farmer einen großen Wellblech-Pferdestall zur Tauffeier anbot, war das dem Erastus sehr anstößig, obwohl der Raum nicht schlecht war und die Pferde für diese Nacht in einem Kraal untergebracht wurden. Er sprach das gegen den Missionar aus. Als

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dieser ihn aber daran erinnerte, daß der Herr Jesus sogar in einem Stalle geboren sei, gab er sich zufrieden.

So nett wie möglich richteten die beiden den Stall nun zur Taufkapelle her. Einige Laternen wurden aufgehängt, eine Kiste — mit einer Schlafdecke belegt — diente mit dem Taufbecken darauf als Altar. Davor legten sie ein Schaffell, auf dem die Täuflinge knien sollten und setzten für die Weißen Stühle hin. Der Taufe ging, wie gewohnt, eine Prüfung voraus, die, dank der treuen Arbeit des Erastus, sehr gut ausfiel; die weißen Zuhörer waren ganz erstaunt darüber. Der Farmverwalter schüttelte dem Missionar nach der Taufe herzlich die Hand und sagte: „Herr Missionar, hätte ich gewußt, daß das eine solch schöne Feier werden würde, wir hätten trotz der vielen Arbeit Zeit gefunden, die Taufe auf heute nachmittag zu verlegen. Dann hätte sie im Garten stattfinden können. Wie gerne hätte ich meiner in Deutschland weilenden Frau, die doch die Leute alle kennt, ein Bild von dieser Feier geschickt." Es waren 49 Personen, die auf jener Farm getauft werden konnten.

In neuester Zeit haben einige weiße Herren durch ihre Arbeiter kleine Buschkirchen für die Eingeborenen bauen lassen, und ihr Beispiel wird gewiß immer mehr Nachahmer finden, so daß die Gottesdienste und Taufen im Freien und in Ställen aufhören.

Je weiter sich die Arbeit unter den zerstreuten Herero ausbreitet, um so dringender wird der Bedarf an tüchtigen eingeborenen Gehilfen, auch für die Schularbeit. Darum wird jetzt ein neues Seminar auf der Station Gaub angelegt, was hoffentlich dem großen Bedürfnis abhelfen wird. Das frühere Seminar ist schon vor zehn Jahren mit dem Tode seines Leiters eingegangen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Welch ein anderes Bild bietet sich heute unsern Augen als vor 60—70 Jahren! Damals fanden die Missionare ein wüstes Heidentum, freie, stolze Eingeborene, die des Landes unbeschränkte Herren waren und ihre Viehherden zu ihrem Gott gemacht hatten, und jetzt — zerschlagene, gedemütigte Volksstämme, die in der christlichen Religion Ersatz suchen für das, was sie eingebüßt haben.

Alle Verhältnisse sind völlig verändert, auch die Missionsarbeit, aber das Evangelium, das die Missionare verkünden, ist dasselbe geblieben. Seit Christi Zeit wird „die frohe Botschaft" gerade von den Armen mit Freuden aufgenommen, und so geschieht es nun auch von den Völkern Südwestafrikas. Sie sind verarmt in ihrem Viehbesitz, in ihrer Selbständigkeit, ihrem Volkstum, ihrer Religion; darum strecken sie sich aus nach den bleibenden Gütern, die ihnen das Christentum bringt.

Die Arbeit der evangelischen Mission an unseren schwarzen Landsleuten ist nicht vergeblich gewesen, und bei allen Schwierigkeiten, die sich ihr jetzt fast noch mehr wie früher entgegenstellen, braucht sie nicht zu verzagen. Das Wort Gottes wird seine Lebenskraft auch weiter in Südwestafrika bewähren.



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

15. Kapitel.

# Der alte Kukuri.

Wie sich die Kraft des Wortes Gottes selbst an dem Herzen eines alten, verknöcherten Heiden und Stammespriesters beweist, möchte ich zum Schluß meines Buches an unserm Häuptling Kukuri in Otjosazu zeigen. Er war der Typus eines echten Herero aus der alten Zeit, wie man solche jetzt nicht mehr findet.

Schon 21 Jahre zuvor, als mein Mann nach Hererolland kam und zum Missionar für Kukuris Stamm bestimmt wurde, machte der Häuptling den Eindruck eines alten Mannes. Nach seinen Berichten von Kriegen und Naturereignissen, die er selbst miterlebt hatte, mußte er damals etwa 65 Jahre alt sein.

Gleich am Tage nach meiner Ankunft stellte er sich zur Begrüßung ein. Ich erschrak, als ich ganz unerwartet mich dem großen, schwarzen Mann gegenüber sah, nur mit seinem Schurz bekleidet, der den Körper fast nackt ließ, und dabei dies furchtbar häßliche Gesicht, die dicken Lippen und die breite Nase mit den auffallend großen Nasenlöchern. Mein Mann sagte mir, das sei der Häuptling Kukuri, von dem er mir schon so viel erzählt habe.

Der Alte musterte mich lange von Kopf bis zu Fuß, was mir ziemlich peinlich war. Seine Prüfung schien

aber günstig für mich zu sein, denn er schmunzelte wohlgefällig und reichte mir die Hand. Natürlich gab ich ihm die meine bereitwillig, obwohl die seine nichts weniger als sauber war und wie der ganze Mann entsetzlich roch nach ranzigem Fett und Okerfarbe. Aber nicht vorbereitet war ich auf den Kuß, den Kukuri mir nun auch geben wollte. Ganz erschrocken fuhr ich mit dem Kopf zurück, achtete die Ehre des Fürstenkusses gering, so daß derselbe schmatzend in die Luft ging. Kukuri lachte etwas verblüfft, und ich fürchtete, etwas getan zu haben, was meinem Mann und mir und somit auch unserer Missionsarbeit seine Gunst entzogen hätte. Glücklicherweise hatte er es aber nicht übel genommen und war nach wie vor freundlich gegen uns.

Schon am nächsten Tage kam er wieder und brachte seine „große Frau" mit. Neben der Groß- oder Hauptfrau hatte er als Häuptling natürlich noch viele andere Weiber. Die Frau hatte ihre Fellkleidung an, dazu die eisernen Fußringe, während Kukuri selbst außer seinem Riemenschurz sich einen alten Schlafrock meines Mannes als Königsmantel umgehängt hatte.

„Wo ist dein Kind?" so fragte er meinen Mann. Nun mußte ich mich wieder mustern lassen und meine Kleidung dazu, die das Interesse der Frau erregte. Angenehm ist es nicht, wenn über einen gesprochen wird und man nichts davon verstehen kann. Das muß sich ein neuer Ankömmling im fremden Lande aber immer gefallen lassen. Für das ganze Dorf war ich zunächst ein Schauspiel, hatte unzählige schmierige Hände zu drücken und mir die meinen ebenso oft zu waschen. Weil ich sonst noch nichts konnte, sagte ich stets nur freundlich „guin dag" = „guten Tag". Das trieb mich aber an,

möglichst schnell die Hererosprache zu erlernen. Erst als ich mit den Leuten ein wenig zu reden vermochte, fühlte ich mich freier ihnen gegenüber.

Fast täglich besuchte uns nun Kukuri, begleitet von seinem Adjutanten, der ehrfurchtsvoll hinter ihm drein ging und die Schleppe von dem Riemenschurz seines Herrn trug. Er blieb stets draußen vor dem offenen Fenster stehen, während Kukuri sich auf den Boden mitten in unserm Wohnzimmer niederließ mit viel „Ach" und Stöhnen. Er war doch schon etwas steif; aber sich auf einen der Holzstühle niederzulassen, die für die Eingeborenen im Zimmer standen, wäre ihm nicht eingefallen, so etwas kannte ein echter Herero nicht.

Nach den üblichen Begrüßungen pflegte ich ihm einen großen Becher Kaffee mit Zucker versüßt zu bringen. Den trank er gar zu gern, und ich mußte fürchten, daß derselbe ihn mehr in unser Haus zog als die Freundschaft mit uns. Den Kaffeesatz, den ich mit eingoß, aß er zuletzt mit dem Löffel als besonders wohlschmeckend. „Ndangi mama" = „danke Mama", sagte er freundlich, indem er mir den Becher zurückgab. Das „Mama" von einem alten Mann, der mein Großvater hätte sein können, war mir erst sehr drollig. Er wollte aber dadurch seine Achtung bezeugen. „Mama" ist ein echtes Hererowort, nicht aus dem Deutschen übernommen, wie man wohl denken sollte; es bedeutet aber nur „meine Mutter", während deine Mutter „onjoko" und seine Mutter „ina" heißt.

Bei der Unterhaltung, die Kukuri mit uns führte, rief er seinen Adjutanten immer zur Bestätigung des Gesagten auf, der natürlich jedes Wort seines Herrn bejahte und bekräftigte. Endlich erhob sich Kukuri schwerfällig

und zog ab mit höflichem „Kara naua“ = „bleibe schön oder gut“, das soll heißen „Lebewohl“.

Wo er gesessen, war ein großer, roter Schmierfleck auf dem Fußboden, von der Einsalbung seines Körpers und seines Fellschurzes herrührend. Zum Glück vertrat sich der Fleck bald wieder auf dem Lehmboden; hätten wir Holzböden gehabt, wäre es unangenehmer gewesen. Wenig erfreulich war es, wenn solche eingesalbten Besucher sich an unsere weiß gekalkten Wände lehnten und daran ihre Spuren hinterließen.

Kam ich etwas später zu Frau Missionar E., meiner Nachbarin, so traf ich sicher Kukuri dort wieder, der lieber zweimal als einmal Kaffee trank. Die Herero mögen durchgehends gerne Kaffee, den sie erst von den Weißen kennen gelernt haben. Ich schüttete nie Kaffeesatz weg, denn der war zu sehr begehrt. Die Eingeborenen kochten denselben tüchtig aus und tranken ihn mit Zucker versüßt. Fehlte Zucker, so nahmen sie ein wenig Salz zur Verbesserung des Geschmacks. Wir wurden täglich angegangen um „omongua katiti“ = „ein wenig Salz“, sei es für Kaffee, Mehlbrei, Reis oder Fleisch. Das schenkten wir auch meist den Bittenden, wollte aber jemand Zucker haben, so mußte er denselben kaufen oder dafür eine Dienstleistung tun. — Ein armer Herero unserer Gemeinde, namens Nikodemus, dem ich das Recht zugestanden hatte, täglich unsere Kaffeereste samt dem Kaffeesatz holen zu lassen, bat unser Dienstmädchen, doch ja unsere Kaffeetassen noch für ihn auszuspülen, damit er noch ein wenig mehr Kaffeebrühe bekäme. War er aber verreist, so stellten sich schleunigst andere Liebhaber dafür ein.

Eines Tages sagte mein Mann zu mir: „Nun müssen wir dem Kukuri aber auch einen Gegenbesuch machen.“ Das war mir sehr recht; ich hätte schon längst gerne die

Häuptlingswerft gesehen. Diese lag etwa zehn Minuten von uns entfernt jenseits des Flusses und bildete ein kleines Dorf für sich. Ich zählte eine ganze Menge der bienenkorbförmigen Lehmhütten, in denen Kukuris Frauen, Kinder und Kindeskinder, sowie die zahlreiche Dienerschaft wohnten. Sein eigener Pontok (Hütte) zeichnete sich aus durch Größe, durch die Ochsenfelle auf dem Dach und das viele darauf liegende und herumstehende Brennholz.

Drinnen wurden die Heiligtümer seines Stammes verwahrt, denn als Häuptling war er zugleich Priester desselben. Auch brannte in seiner Hütte beständig das heilige Feuer, das seine älteste, unverheiratete Tochter zu versorgen hatte, damit es nur ja nie verlöschte. In der Nähe der Hütte war der Opferaltar, an dem die Opfer und alle religiösen Handlungen ausgeübt wurden. Eigentlich bestand er nur aus einem Aschenhaufen, denn jeden Morgen und jeden Abend wurde dorthin das heilige Feuer aus der Häuptlingshütte getragen. Das Feld rund herum war wie besät mit den Schädeln und Hörnern der geopferten heiligen Ochsen, ein Anblick, der mir ordentlich Grauen einflößte. Das verstanden die Herero durchaus nicht; für sie waren die Knochen eine angenehme Erinnerung an ihre sehr geliebten Ochsen, und sie benutzten dieselben als Sitze bei ihren Ratsversammlungen, die auch hier am Altar stattfanden.

Ganz gespannt war ich, wie Kukuri uns empfangen würde, da er in unserem Hause stets so entgegenkommend war. Ich erfuhr aber eine ziemliche Enttäuschung, denn in seinem eigenen Gedinge hielt er, wie es schien, Höflichkeit für überflüssig. Er war gerade in der Hütte der „großen" Frau, kam weder heraus, uns zu begrüßen, noch lud er uns ein, hineinzukriechen, sondern wir mußten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

uns vor das Türloch hinhocken, um ihm und seiner Frau die Hand hinein zu strecken.

Er klagte, daß wir ihm keinen Löffel mitgebracht hätten und er nun seinen Mehlbrei mit einem Stücklein Holz verzehren müßte. Wir sagten, er solle sich nur einen Löffel kaufen. Überhaupt konnten wir ihn nie besuchen, ohne daß er ein Anliegen vorbrachte. Als wir ihm einmal ein Stück Tabak mitbrachten und glaubten, er würde ganz beglückt sein, meinte er trocken: „Sind es nicht zwei Stücke?" Ich ärgerte mich, aber mein Mann sagte ruhig: „Brich es durch, dann hast du zwei." Da lachte er und rief: „I, i, otjo tjiri" = „ja, wirklich!"

Einmal schickte Kukuri uns etwas Butter zum Geschenk, worüber ich ganz gerührt war, obwohl sie schmutziggrau aussah und wir sie nur für unsere schwarzen Dienstleute verwenden konnten. Ich ließ ihm vielen Dank sagen; es war doch schön, daß er so freundschaftlich an uns dachte. Ganz niedergeschlagen wurde ich aber, als Kukuris Bote erklärte, sein Herr bäte sich als Gegengeschenk eine Wolldecke aus. So etwas hatte ich nicht erwartet. Doch konnte Kukuri auch nobel sein und bei besonderen Anlässen, z. B. für den Kirchbau, Ochsen und Schafe schenken.

Wie die Herero solche Gaben übersenden, möchte ich an folgendem Beispiel zeigen. Es fand eine große Missionskonferenz statt und die Missionare machten dem Ortshäuptling zusammen ihren Besuch. Dieser klagte nach Hereroart, er sei so arm, habe nichts zu essen. Mein Mann hielt ihm seine Größe und seinen Viehreichtum vor und sagte: „Siehe, so viele Missionare sind zu deinem Platz gekommen hungrig und durstig. Jetzt mußt du großer Mann nicht tun, als wenn du ein armer Schlucker wärest." Kambazembi antwortete: „Du und ich,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

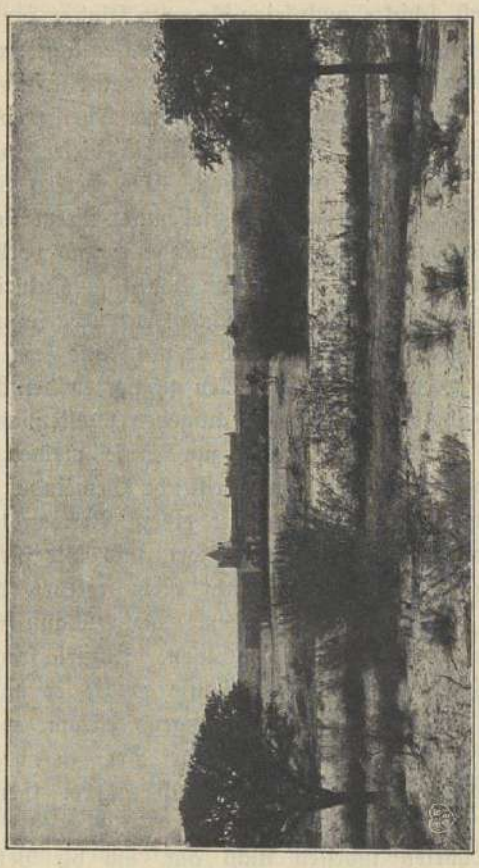
wir sind immer gute Freunde gewesen, ich werde dir ein Schaflämmchen schicken."

Als die Missionare tags darauf ihre Sitzung hielten, wurde mein Mann hinausgerufen. Da stand des Häuptlings Sohn und sagte: „Mein Vater schickt dir dieses Kälbchen zum Essen, er hat nichts anderes." Es war aber ein großer, fetter Ochse, der dann geschlachtet wurde zum allgemeinen Besten. Natürlich sandte man eine Gegengabe zurück, bestehend aus Kaffee, Zucker und Reis.

Mein erstes Weihnachtsfest in Afrika war herbeigekommen, und ich schmückte den mitgebrachten großen, künstlichen Christbaum mit glänzenden Ketten, Kugeln, Sternen und vielen Lichtern zur Feier in der Kirche. So etwas hatten die Herero noch nicht gesehen. Die schwarzen Augen der mehr als hundert Schulkinder strahlten um die Wette mit den Lichtern des Baumes.

Am andern Morgen holten wir ihn in unser Haus; da kam dann ein Besucher nach dem andern, um den Christbaum näher zu besehen. Bei den Frauen und Mädchen, die sich mit möglichst viel Perlen zu schmücken pflegen, erregten die glänzenden Ketten des Baumes ganz besondere Bewunderung, und ich mußte sehr aufpassen, daß sie die zarten Sachen nicht anfaßten und zerdrückten oder gar heimlich mit sich gehen hießen.

Auch zu Kukuri war die Kunde von unserm Wunderbaum gedrungen, und er kam mit einer seiner Frauen, sich denselben anzusehen. Er betrachtete und betastete ihn und schüttelte den Kopf, konnte es gar nicht fassen, daß der Baum von Deutschland hergekommen und noch so grün sei. Seiner Frau stachen natürlich die glänzenden Kugeln in die Augen; sie klatschte in die Hände und jubelte wie ein Kind voll tiefer Bewunderung: „Ah tati, tati", was ein Ausruf des Erstaunens ist.



Missionsstation Oriyagu.

Die guten Leute konnten sich gar nicht beruhigen über den immergrünen Baum und seinen glänzenden Schmuck.

Kukuri war der Mission sehr zugeneigt, kam oft zum Gottesdienst, schickte auch seine jüngeren Kinder zur Schule und hatte nichts dagegen, als sie sich taufen lassen wollten. Einer seiner Söhne, Eliphas, wurde der Älteste unserer Gemeinde; er war ein treuer, ernster Christ und eine große Stütze meines Mannes. Mußte dieser verreisen, so hielt Eliphas den Gottesdienst. Die Herero sind geborene Redner, aber selten steckt viel hinter ihrem Redefluß. Eliphas Predigten waren aber durchdacht und vorbereitet, man konnte wirklich etwas davon haben. — Kukuri freute sich, daß Eliphas in der christlichen Gemeinde soviel galt, aber selbst Christ werden wollte er nicht und sein ältester Sohn noch weniger. Beide steckten zu tief in den Banden der Vielweiberei, die sie nicht aufgeben wollten, und das muß doch jeder tun, der sich zur Taufe meldet. Vielweiberei gehört nicht in eine christliche Gemeinde.

Infolge eines Streites mit einem Verwandten zog Kukuri von der Missionsstation fort, und wir fürchteten, daß wir es nun erst recht nicht mehr erleben dürften, den Alten noch getauft zu sehen. Mein Mann besuchte ihn öfters auf seinen Predigtreisen. Kukuri freute sich jedesmal sehr, aber von der Taufe wollte er nach wie vor nichts wissen; nur bat er dringend darum, wenn er stürbe, ihn nicht nach heidnischer Art zu begraben, sondern wie die Christen und auf unserm Gemeindefriedhof.

Wir hörten indessen nicht auf, um die Bekehrung des alten Mannes zu beten, und endlich kam auch seine Zeit.

In den Jahren 1897 und 1898 herrschte erst die schreckliche Rinderpest und dann eine Fieberepidemie, wie

beides noch nie dagewesen war. Die Rinderpest raffte den Reichtum und Stolz der Herero, die Ochsen, fort und das Fieber seinerseits Tausende von Eingeborenen. Ganze Werften starben aus; man brannte die Hütten über den darin liegenden Leichen nieder, weil keine Hände zum Begraben mehr da waren. Kukuris Frauen starben auch alle; er selbst blieb am Leben.

Als mein Mann ihn zum erstenmal danach wieder besuchte, sagte er: „Jetzt will ich Christ werden. Gott hat mir meine Rinder genommen und meine Frauen; nun bin ich frei von den Banden, die mich so lange hielten." Bei seinem ältesten Sohn, der früher fast feindlich dem Christentum gegenüberstand, ging es ähnlich so. Auch er fühlte sich von Gott überwunden und bat um die Taufe mit all den Seinen, die ihm geblieben waren in der Fieberzeit. Das war eine große, selige Freude für uns.

Die ganze große Werft siedelte nun wieder über nach der Missionsstation, denn die Taufkandidaten mußten natürlich erst unterrichtet werden. Selbstverständlich konnte der alte Kukuri nichts mehr lernen. Mein Mann sowohl wie Eliphas und sein Sohn Albertus bemühten sich, ihn wenigstens mit den Heilswahrheiten, die er ja früher schon viel gehört, noch besser bekannt zu machen. Aber konnte man ihn daraufhin taufen?

Da wurde er sehr krank, und niemand dachte anders, als daß es nun mit ihm zum Sterben ginge, er selbst auch. Dringend bat er, ihn doch nicht ungetauft sterben zu lassen. Als Zeichen, wie ernst er es meine, ließ er alle die Heiligtümer seines Stammes dem Missionar bringen, Dinge, die bis dahin noch nie das Auge eines Weißen gesehen hatte. Damit sagte er sich in der Tat

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

völlig los vom Heidentum. Darauf taufte mein Mann ihn auf seinem Krankenlager und gab ihm den Namen Abraham. Gegen alles Erwarten erholte sich der Kranke und lebte noch vier Jahre.

Sein ältester Sohn, der inzwischen mit der Frau, die er behalten hatte, und all seinen Kindern den Taufunterricht besuchte, wurde bald darauf in der Kirche getauft mit all seinen Angehörigen. Er hatte sich den Namen Zacharias gewählt und sein Weib Elisabeth.

Indem Kukuri die heidnischen Heiligtümer seines Stammes dem Missionar ausgeliefert hatte, war die Macht des Heidentums in diesem Volksstamm gebrochen. Der Mittelpunkt fehlte forthin, und immer mehr Leute wandten sich dem Christentum zu.

Kukuri oder vielmehr Abraham war seit seiner Krankheit zu schwach geblieben, um den weiten Weg zur Kirche oder zum Missionshaus noch machen zu können, so mußten wir ihn um so fleißiger besuchen. Meist lag er in seiner Hütte, wo eine entsetzliche Luft herrschte, denn stets brannte dort Feuer, und der Rauch konnte nur durch das Türloch abziehen. Nun wurde aber auch dieses noch oft mit einem Ochsenfell zugestellt, wenn der Wind wehte, denn der Alte fror beständig. Zuweilen fanden wir ihn aber auch vor seiner Hütte sitzend in der heißen Sonne, die ihm wohltat, wie er sagte. Der nackte Leib war nur in eine Wolldecke gehüllt.

Trotz seiner hundert Jahre schmeckte ihm das Pfeifchen noch. Ein kleiner Knabe hockte ihm stets zur Seite, um ihm immer wieder ein glühendes Köhlchen zu reichen, wenn ihm die Pfeife über dem Sprechen ausging. Die Herero haben so harte Hände, daß sie schon ein Weilchen die glühende Kohle halten können, ohne sich zu verbrennen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Für einen weiteren Weg tragen sie dieselbe geschickt zwischen zwei Hölzchen.

Als Taschentuch benutzte Abraham ein Hasenbeinchen. Freilich konnte er sich seine Nase nicht damit putzen, wohl aber das Wasser abwischen, das sich beständig in seinen Augenwinkeln sammelte, weil er solch sehr alter Mann war. Auch die Fliegen, die sich mit Vorliebe in sein Gesicht setzten, verscheuchte er mit dem Hasenbein. So wissen sich die Leute zu helfen.

Meinem Mann ging es in erster Linie bei seinen Besuchen darum, ihm Gottes Wort zu bringen, aber sehr lange hatte Abraham keine Ruhe zuzuhören, oder vielmehr konnte er seine Gedanken nicht mehr konzentrieren auf geistliche Dinge. Er sah und hörte mit seinen leiblichen Augen und Ohren noch recht gut, erzählte auch selbst sehr gerne, sonderlich aus alten Zeiten, als noch keine Weißen im Hereroland waren, wo es dagegen Elefanten, Löwen, Leoparden und Strauße noch in Menge gab.

Einmal erzählte er uns, weiter nördlich von Hereroland wohnten Menschen, die hätten nur ein Bein, einen Arm und ein Auge mitten auf der Stirn. Wir lachten darüber und fragten, wie denn die Leute mit einem Beine gehen könnten, ob sie immer hüpften? Das wisse er nicht, aber gehen könnten sie. Er selbst habe sie wohl nicht gesehen, aber es sei gewiß wahr, „tjiri, tjiri“ (die Beteuerung der Herero). Weiter erzählte er: „Jeden Abend kämpfen jene einbeinigen Leute mit der Sonne und stechen sie mit ihren Speeren tot, und jeden Morgen wird sie wieder lebendig.“ Als wir einige gelinde Zweifel äußerten, wurde der Alte ganz gekränkt. Wir sahen, er selbst glaubte fest daran.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

In der Hungerzeit kamen wir eines Tages zu Abraham, da bat er: „Lehrer, gib mir doch einen Becher, aus dem ich meinen Kaffee trinken kann." — „Hast du denn Kaffee?" — „Ja, vom Omutendereti-Baum." Dessen weiche Wurzeln rösteten die Herero im Feuer, stießen sie fein und kochten damit eine Brühe, die ein wenig dem Kaffee ähnlich schmeckt. — Als wir Abraham verließen, fanden wir einige Frauen seiner Werft um einen Riesentopf sitzen und das Feuer darunter schüren. Sonst diente der Topf zum Fleischkochen, wenn bei festlichen Gelegenheiten ein Ochse geschlachtet wurde. Heute aber enthielt er nur Wasser, worin spinatähnliche Blätter schwammen, die dann ohne Salz und Fett oder sonstige Zutaten verzehrt wurden.

Jeden Sonntagnachmittag pflegten wir nach „Kukuris Werft" zu wandern, und Abraham rechnete so fest darauf, daß er sehr ungehalten war, wenn wir mal ausblieben. Im Frühjahr 1903 mußten wir ihm sagen, daß wir nun bald nicht mehr kommen würden, da wir nach Deutschland gingen. Er konnte es gar nicht fassen, daß sein lieber, alter Lehrer, den er vor 33 Jahren bei sich aufgenommen hatte, im Ernst daran denken konnte, Hereroland zu verlassen. Ach, der wäre auch viel lieber dort bis zu seinem Ende geblieben, aber die Krankheit seiner Frau nötigte zum Gehen.

Und dann kam wirklich der letzte Sonntag, wo wir nach Kukuris Werft gingen. Das gab einen sehr schmerzlichen Abschied; der alte Abraham weinte und wir gleichfalls. Wir hatten ihn lieb, ihn ganz besonders, weil wir soviel für ihn gebetet hatten, und Gott uns seine Bekehrung hatte erleben lassen. Mein Mann legte seinem Nachfolger sehr ans Herz, den Alten nun an unserer Statt treu zu besuchen, was er auch getan hat. Aber

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nur wenige Monate waren verstrichen, da mußte er uns schon schreiben: „Der alte Abraham ist gestorben, der Abschied von euch hat ihn zu sehr mitgenommen. Nun ist sein Wunsch erfüllt; er ruht auf unserm Friedhof möglichst nahe bei euren Gräbern." Diese Nachricht bewegte uns tief, aber als bald darauf im Januar 1904 der schreckliche Aufstand ausbrach und unsere ganze blühende Missionsstation zerstört wurde, da dankten wir dem Herrn, daß unser lieber Abraham die Schrecken des Krieges nicht mehr hatte erleben müssen, sondern vorher im Frieden heimgefahren war.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main